H05086-189
2 Bde.
2.50
K 122

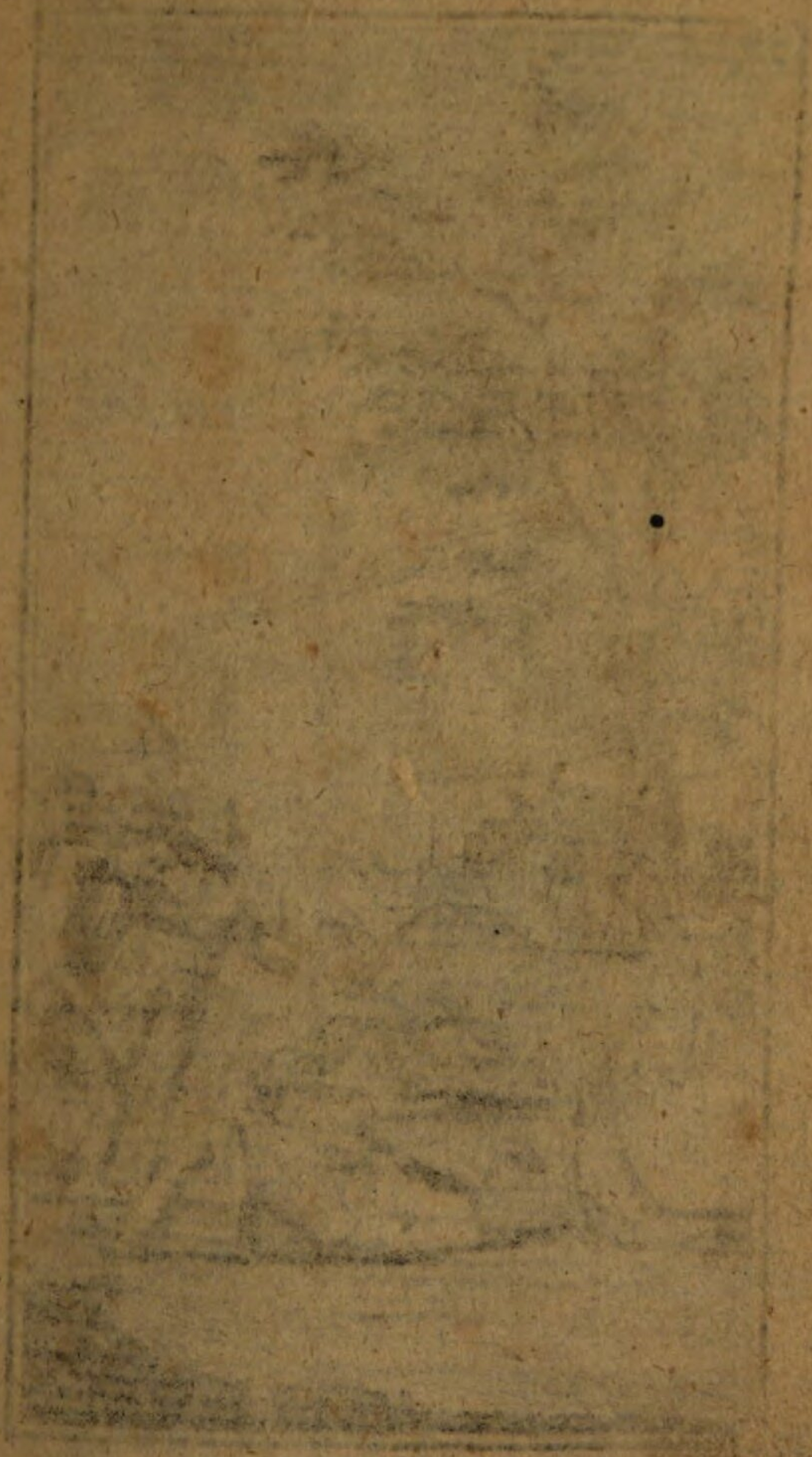
EIGENTUM · DR. ADOLF HOFFMANN ·

P. o. germ. 2061 p (1

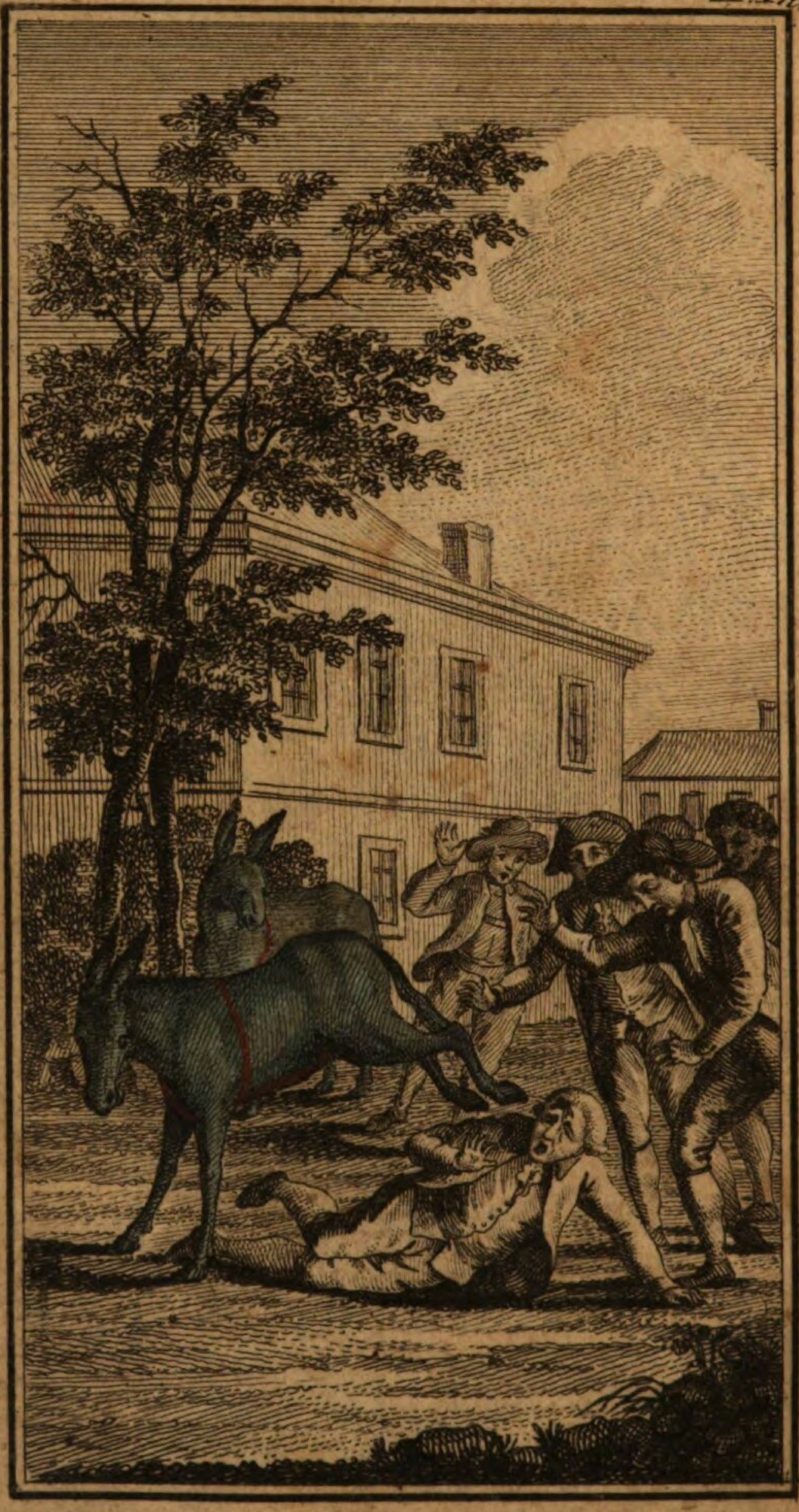
<3660641191001O

<3660641191001O

Bayer. Staatsbibliothek



II. Th.



Der blaue Esel.

Eine Geschichte.

Herausgegeben
vom
Verfasser des Hrn. Schlendrians.

Erster Theil.

AN

Zweite Auflage.

73/5023

Wien und Leipzig,
bei Johann Georg Mößle, 1789.

Franz Xaver Huber

De tous les animaux qui s'elevent dans l'air,
Qui marchent ſur la terre ou nagent dans la mer,
De Paris à Perou, de Japon juſqu' à Rome,
Le plus ſot animal, à mon avis, c'eſt l'homme.

Deſpreaux.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung

des Herausgebers.

Das Manuskript, die Geschichte eines blauen Esels, ist ein Erbstück, das ich von meinem Vater, dieser wieder von seinem Vater, dieser wieder von seinem Vater, und so fort in aufsteigender Linie einer von dem andern

erbte, daß es nun ganz in der Dunkelheit ist, wer der erste Besizzer davon war. Ich kann auch dem Leser nicht sagen, um welche Zeit es geschrieben worden ist. Wüßt' ich nicht gewiß, daß es wenigstens seit einigen tausend Jahren die Welt erblicket hat, so würd' ich glauben, es sei unlängst aus der Feder eines lieblosen Satirikers geflossen, der sich über die Thorheiten seiner Zeitgenossen lustig machte; so treffende und auf unsre Zeiten passende Anspielungen sind darin. Dies mag nun vielleicht daher kommen, weil die Menschen sich in allen Jahrhunderten ähneln, und man sie immer treffen wird, wenn man sie nach der Natur malt, man mag sie von Erschaffung der Welt her — versteht sich, da sie schon aus dem Paradiese gejagt worden — oder am Ende derselben schildern.

Zum Lobredner bin ich verdorben; ich kann also von der Güte des Buchs nichts sagen. So was laß ich den Herrn über, die ihre eigene Bücher mit vielem Lobe rezensiren, und diese Rezensionen, als kämen sie von Auswärtigen eingeschikt, in öffentliche Blätter einrükken.

Die Leser mögen also mit dem vorlieb nehmen, was sie finden. Die Welt ist so arg nicht, sagen unsre Philosophen; das Buch ist so arg nicht, sagt jeder Autor von seinem Produkte, wenn's auch noch so schlecht ist. — Ob die Herrn Recht haben? will ich nicht entscheiden.

So viel ist indessen wahr, daß ich nichts bessers geben konnte, als was ich hatte. Mein Freund, welcher — Dank sei es meinem Vaterlande, das

so sehr Verdienste zu belohnen weis — erst seit kurzem vor Elend starb, weil er ein gelehrter und redlicher Mann war, mein Freund sagte oft: „Thu so „viel du kannst, und du hast eben so „viel gethan, als der größte Kopf. „Wer würde die Ameise verachten, „die nur ein schwaches Körnchen auf „einmal aufladen kann, weil sie nicht „so viel, wie der Elephant trägt; die „Ameise ist an sich selbst eben so groß, „wie der Elephant." — Mein Freund hatte Recht.

Erstes Kapitel.

Beweggründe des Maulthiers die Geschichte des blauen Esels zu schreiben, kann gar füglich statt Einleitung zu diesem Buche gelten.

Mein Herr dem ich zum Spazierenreiten diene, weil er den schweren Tritt des Pferdes wegen der Schwäche seines Körpers und seiner halbverfaulten Lunge nicht vertragen kann, mein Herr ist ein gelehrter Herr. Er hat jährlich dreißig, auch, wenn Gott reichlich segnet, vierzig tausend Thaler Einkünfte, die er gar weislich, und wie es einem

gelehrten und vernünftigen Mann gebühret, unter die Leute bringt. Zween Theile seines Vermögens gehen durch die Hände seiner Köche in die Welt. Diese müssen alle ihre Kunst anstrengen, seinen Gaumen mit den niedlichsten und ausgesuchtesten französischen Gerüchten zu reizen. Die teutsche Hausmannskost behagt zwar wohl den guten Franzmännern, die ihren Magen zu Hause zur strengsten Diät gar weidlich anstrengen mußten, brächte sie nicht eine Affaire d'honneur nach Teutschland, wo sie ihren französischen Magen mit teutscher Kost anfüllen; aber meinem Herrn kann einheimische Kost nicht schmekken, denn er ist — ein Teutscher. Mein Herr ist sehr freigebig. Seine Tafel ist täglich mit reichen Gästen besetzt; aber er kann nicht leiden, wenn ihn arme, elende, hungrige Menschen unter Tische stören, und sein Thürsteher hat den Befehl, alle Arme mit einem freundlichen Portiergesichte und höflichen Worten nach seiner Art abzuweisen. Mein Herr ist verheurathet; aber er weis zu leben, und unterhält ein Paar artige Nimphen, die ihm die Nebenstunden,

wenn

wenn sie Spiel und Spazierenfahren nicht völlig aufzehren, mit ihrem Liebeln sehr angenehm vertreiben, und durch ihre Reize ein feinflüchtiges, aber auch sehr brennendes Feuer über alle seine Glieder verbreiten, welches sein Mark und den dritten Theil seiner Einkünfte verzehret. Der vierte Theil davon rollet über die Gassen in prächtigen Wagen und galoppirt in den schönsten Stuzschweifen, die England erzeuget, Heister di Peister hinweg. Für andre Kleinigkeiten, Kleider und dergleichen, läßt er die Juden sorgen, denn er ist auch — ein grosser Herr.

Mein Herr hat eine Bibliothek, die sehr gros ist. Alle Fächer sind mit schön gebundenen Büchern geziert. Diese Bibliothek ist seine einzige Freude und sein ganzes Vergnügen. Täglich bringt er einige Stunden, die er seinen Nebenbeschäftigungen abbricht, darin zu; geht gravitätisch auf und nieder; bewundert die Bände; liest die Aufschriften; gähnt; setzt sich in Grosvaterstuhl; nimmt eine gelehrte Miene an, und — schläft ein. Er schnarcht einige Stunden aus dem Tage

ge hinaus; wacht auf; reibt sich die Augen; wirft noch einen Blik auf die Bücher, und eilt dann zur Gesellschaft, seine Gelehrsamkeit zu zeigen. Die Herrn und Damen sizzen da, staunen über die Wissenschaften meines Herrn, denn sie sind nicht halb so gelehrt, als er; schlagen in die Hände, rufen vor Verwunderung aus, und sagen einer zum andern — er ist tief gelehrt!

Einmal vergas mein Wärter mich anzuhängen. Die Thüre des Stalls war offen, ich gieng hinaus, stieg die Treppe hinan, und kam zur Bibliothek. Mein Herr vergas sie zuzuschlüssen. Er schlief eine halbe Stunde länger, als wie gewöhnlich, und die Gesellschaft hatte schon so lange auf ihn gewartet. In der Eile denn er warf nicht einmal, wie er es sonst thut, einen Blik auf die Bücher, blieb die Bibliothek offen. Mich ergrif eine Neugierde, zu erfahren, was denn darin verborgen sei, weil mein Herr täglich so viele Stunden da zubringt. Ich hatte davon im Stalle gehört; denn die Stalljungen sprachen immer, wenn sie

uns

uns puzten, und das Futter vorlegten, von des Herrn Gelehrsamkeit. Ich wipste hinein, ohne von jemanden bemerkt zu werden, und glaubte Wunder über Wunder, was es geben würde. Aber nichts, als Bücher von allen Seiten, oben und unten. Das gefiel mir anfangs nicht; was, wie ich hernach hörte, sehr natürlich war, weil einem Maulthiere so was nicht gefallen kann. Da ich aber schon einmal unter Büchern war, so wollte ich doch sehen, was ein Buch sei? Ich blätterte in etlichen herum, las die Aufschriften, denn tiefer zu sehen, wäre wider die Art eines Maulthiers gewesen. Hier fand ich nun: Mährchen von *** Leben und Meinungen von *** Begebenheiten von *** Leben und Reisen eines Autors, der nie über dreissig Meilen von seiner Vaterstadt kam, in der Person des W******s beschrieben, Geschichte, non Entia, und das Zeug gefiel mir. Ich spürte mit einem Male einen mächtigen Trieb, wuste aber nicht, was es sein solte. Endlich sagt' ich zu mir selbst: Wie sie so schön da stehen untereinander die Herrn! Ein M*** neben einem von

P*** ein K*** neben einem H*****n ein S. neben einen Z*** u. s. w. Würde gar nicht übel lassen, wenn du in der Mitte dieser Herrn stündest! Da dacht ich nun dem Dinge nach, wie das anzufangen sei, in ihre gelehrte Gesellschaftt zu kommen? und fand, daß es nur durch Mährchen, Meinungen, Leben und Reisen geschehen könnte. Ich fühlte izt noch einen stärkeren Trieb, als vorhero, wuste aber noch nicht was er zu bedeuten habe; denn ich hatte noch zu nichts — ausser zum Essen, und mich zu begatten, welches man mir aber verbot — so einen grossen Hang gespürrt. Ich forschte also, was das für ein Trieb sei? und sieh da! nach vielem Forschen fand ich, daß ich ein Genie bin; daß meine Geniekraft eben erwachet, und dieser Trieb nichts anders ist, als der Trieb ein Buch zu schreiben. Nun wunderte es mich, wie ich so lange meinen Genie nicht habe fühlen können; aber ich erinnerte mich, daß die Umstände noch nie so zusammengetroffen hätten, wie izt, um den Geniefunken anzufachen.

Froh über das Bewustseyn meiner Genieschaft wolt' ich es auch izt nicht beim Trieb allein bewenden lassen, sondern zur Erfüllung desselben schreiten; nur war ich noch nicht einig, was für ein Buch ich schreiben sollte? Uibersezzung? — Pfui, dacht' ich, Uibersezzungen gerathen meistens schlecht! Nachahmung — bringt wenig Ehre! — — Nein, ein Maulthier muß original sein, weil es einmal ein — Maulthier ist. Also was für ein Buch? Ich ging auf und nieder, legte die Ohren zurük, und nahm alle Minen an, die nur immer ein gelehrter Schriftsteller von einem Maulthier annehmen kann, um einen originellen Titel für sein Buch zu erdenken; denn ich dacht': hast du nur einmal diesen, das übrige kümmert keinen maulthierischen Genie. Fünfmal ging ich die Bibliothek hinab, viermal hinauf, und da ich zum fünftenmale in die Hälfte der Biblliothek kam, da erinnerte ich mich eines meiner Anverwandten, der sehr wunderliche Ebentheuer versucht hatte. Er war ein Bruder meines Ur-Ur-Eltervaters und folglich mein Ur-Ur-

Elter-

Elteronkel, ob ich ihn gleich nur schlecht
weg Onkel nenne. Nun hatte er noch
nebst allen seinen seltsammen Faten das
seltsamste, das er von der Eselsart aus-
schlug, und ein blauer Esel war, wel-
ches gewis das seltsamste ist; denn so
viel es auf der Welt Esel gab, giebt,
und vielleicht noch geben wird — dies
Geschlecht ist sehr fruchtbar — so gab
es noch keinen blauen Esel und wird viel-
leicht auch keinen mehr geben. Ich be-
schloß also, die Geschichte meines On-
kels des blauen Esels zu schreiben.
Das Titelblat meines Buches war fer-
tig. Ich lief noch einmal alle Titelblät-
ter der Bücher durch, die in der Biblio-
thek waren, und fand, daß kein einzi-
ger Schriftsteller die Geschichte eines blau-
en Esels geschrieben habe. Ich bin also
der Erste, und die Geschichte des blau-
en Esels meines Onkels ist ganz mei-
ne Erfindung; worauf ich mir auch nicht
wenig einbilde.

Damit die Welt denjenigen kennen
lerne, der die Geschichte des blauen Esels
schrieb, und meinen Namen verewige,

so sezze ich, nach Art und Weise der Schriftsteller bei den Menschen, unter dem Titel meines Buches: Beschrieben von einem gelehrten Maulthiere. Machen's ja alle so, die oft nicht alles selbst erfinden, was sie schreiben; öfters manches aus einem andern Buche stehlen, es nach ihrer Art einkleiden, wo dann das Ding, das sein rechtes Kleid nicht hat, gar faschingsartig erscheinet, und in der Maske selbst dem unkenntlich wird, der's zur Welt gebahr. Daß ich aber sezze: von einem gelehrten Maulthiere, wird mir keiner Arg nehmen; denn ich schreibe ein Buch, und so muß ich ja auch gelehrt sein. Bin ich gleich nur ein Maulthier, so schadet das nichts, da es noch immer unter die möglichen Dinge gehört, ob's gleich ein bischen seltsam ist, ein gelehrtes Maulthier zu sein. Hab' oft von manchen gehört, daß sie gelehrt sind; und hatten doch kaum so viel Gelehrsamkeit, als ich. Sollte das nun freilich wieder nicht sagen, weil sichs selbst loben heist; allein die Welt ist so ungerecht, daß sie niemals den lobt, dem Lob gebührt; und so wird ein ehrliches

Maulthier entweder nie gelobt, oder es muß sich selbst loben. Auch ist dieses unter den Menschen nicht so seltsam, die sich auch ihre eigene Lobpredigten halten, und wenn niemand ihre Bücher lobt, sich hinsezzen, selbst ihre Büchlein rezensiren, und in der Rezension sagen, der Verfasser ist ein helldenkender Kopf!

Nun wieder auf mein Buch, die Geschichte des blauen Esels meines sehr werthen Onkels zurük. Wie ich mein ganzes Titelblat beisammen hatte, nahm ich mir einen guten Vorrath Papier, eine Flasche Dinte und einen ziemlich dikken Busch Federn mit, eilte mit dem Zeuge meinem Stalle zu, und machte, da ich nichts anders hatte, meine Krippe zum Schreibpulte. Ich sezte mich auf meine hintern Füsse, stüzte auf den linken fordern mein gelehrtes Haupt, und schrieb mit dem rechten das Titelblat. Nun wust' ich zwar freilich nicht, was ich im zweiten Kapitel schreiben wollte, und noch viel weniger im lezten; allein so ein kleines Hindernis kann ein gelehrtes Maulthier vom Schreiben nicht abschrekken. Da ich

den

den Trieb fühlte, ein maulthierischer Genie zu sein, so dacht' ich, das übrige wird sich schon geben, wie es sich bei vielen Schriftstellern giebt, die eben so wenig wissen, was sie auf dem zweiten Blatte schmieren sollen, wenn das Erste schon vollgeklekket ist. Ich fing also an, voll Zuversicht auf mich selbst, was immer, besonders bei einer maulthierischen Autorschaft, nöthig ist, die Geschichte meines Onkels zu schreiben.

Zweites Kapitel.

Stammbaum des blauen Esels meines Onkels.

Es ist sehr nothwendig, wenn man eine Geschichte schreibt, die Leser mit dem Geschlechte des Helden, von dem man seltsame Ebentheuer, Begebenheiten, Meinungen, Reisen und — Lügen aufzeichnet, bekannt zu machen, damit sie nach dem Grade des Adels, den der Held hat, der Geschichte ihren Beifall ertheilen können. Ich darf mit recht vieler Zuversicht hoffen, daß sie meinem viel werthen Onkel ihren ganzen Beifall zuklatschen werden; denn sein Adrl ist so alt, daß aus allen adelichen Familien, und wenn die Zahl der Ahnenporträte alle Wände ihres Familienschlosses vom Kornboden, bis in den Keller ausfüllen sollten, sich keine eines gleichen Ursprungs rühmen kann; wie wir gleich sehen werden.

So gut die Menschen Stifter ihrer Familien haben, so gut hatte auch mein Onkel einen Stifter der seinigen; und so stolz die Menschen darauf sind, wenn ihr Namen vor drei oder vier hundert Jahren auf Pergament geschrieben wurde, zum Zeichen, daß derjenige ein rechtschaffener Mann war, von dem sie das Pergament, aber nicht seine löbliche Thaten ererbt haben; eben so stolz war mein Onkel der blaue Esel darauf, daß er seine Abkunft aus den dunkelsten Zeiten der Vorwelt ableiten konnte. Der erste Stammvater, von dem das Geschlecht meines Onkels in gerader Linie bis auf ihn, den blauen Esel, ununterbrochen fortgepflanzt wurde, war eben derjenige Esel, der vor den Augen Gottes, da die Welt des argen Zeugs wegen, das sie trieb, durch das Wasser vertilget wurde, Gnade fand, und der mit seiner geliebten Gattin in Gesellschaft andrer Thiere in das grosse Schiff des Urpapas aller Menschen einspazierte. Sein Namen, — denn daran ist viel gelegen den Namen des ersten Stammvaters einer Familie zu wissen, sein Namen war Lang-Or-i-ari-

ri = us, welches wir unter unsern Familienschriften und Urkunden ganz deutlich aufgezeichnet haben. Nun hatte Herr Lang = Or = i = a = ri = us einige Söhne und Töchter — wie viele? haben wir nicht finden können, — die alle wegen ihres sträflichen Sündenlebens mit allen übrigen Thieren und Menschen in dem grossen Wasser umkamen, das vierzehn Ellen über die höchsten Berge stieg, und worinn also leicht einige arme Esel ersaufen konnten. Lang = Or = i = a = ri = us hatte seine Kinder, ob sie schon seinen weisen Lehren nicht folgten, doch sehr lieb, und es kümmerte ihn nicht wenig, daß er ohne sie in das Schif steigen muste. Er würde recht gerne mit ihnen gestorben sein, hätt' ihn Gott, dem's daran gelegen war, das Geschlecht der Esel zu erhalten, nicht gezwungen, in das Schiff hineinzugehen. Herr Langohr war sehr betrübt, und sprach darüber sehr oft mit seiner Gattin, die sich deswegen nicht so sehr kränkte. Bei dem Stammvater meines Onkels war ein gewisser Umstand, der seine Schmerzen über den Verlust seiner Kinder vergrösserte. Er fürchtete

keine Erben mehr zu bekommen, ob er gleich nicht alt war, weil er merkte, daß gewisse Umstände seiner Jugend, eh er noch verheiratet war, und welche seine Gattin auch soll bemerket haben, ihm nicht viel mehr hoffen liessen.

Nun sprach er dieses Punktes wegen nie mit seinem Weibe, weil er ihr die Ursache seiner Furcht nicht wissen lassen wollte. Als er aber einmal ganz traurig neben ihr lag, und, in sein Nachdenken vertieft, nicht bemerkte, wie sie seine hübschen Ohren zärtlich lekte, so wagte sie's, ihm frischen Muth einzusprechen. — „Sei doch nicht immer so traurig, sagte sie, und so in deine Gedanken verplunpft! Kümmert's dich etwa, liebes Männchen, daß unsre Kinder in dem grossen Wasser, so jämmerlich ertrunken sind? Ei nun, was ist schon zu thun! Mich schmerzt's auch, wie's nur immer eine Mutter schmerzen kann, da ich aber noch Hofnung habe, der Wille bei mir auch sehr stark ist, wieder Kinder zu bekommen — hier seufzte der Stammvater meines Onkels — so bin ich auch deswegen

getröstet. Sei immer darum gutes Muths, liebes Männchen! Wollen schon wieder ein hübsches Söhnchen erhalten; und wenn es auf dem Schiffe nicht so sehr schukkelte, so — hier schwieg sie eine Pause — wir werden wohl wieder aufs Land kommen. Wie ich vernommen habe, sollen schon die Bergespizzen zu sehen sein, und dann wollen wir uns die erste Nacht zu Nuzzen machen, wenn's nur — hier schwieg sie abermal. Lang-Or-i-a-rius merkte was sie sagen wollte, erinnerte sich an sein Anstrengen, und wurde roth — wenn's nur, fuhr sie wieder fort — einmal trokken auf dem Felde wird. „Diese Rede seiner Frau wirkte wenigstens soviel, daß er seinen Kummer verbarg, und sich äusserlich gegen sein Weib lustig zeigte.

Die ausgeschickte Taube brachte die freudige Nachricht, daß sich das Wasser wieder all in die unterirdische Klüfte zurükgezogen hätte, und man nun troknen Fusses auf grünen Feldern spaziren könnte. Alle verliessen izt das Schif, und der Stammvater meines Onkels blieb mit

sei-

seiner Gattinn nicht der lezte darinn. Beide trabten einem Wäldchen zu, und die Stammutter erinnerte ihren Gemal an sein Versprechen. Herr Lang-Or-i-a-ri-us faßte alle seine Kräfte zusammen, und sein Weib war ihrer Kunst so gewis daß sie einen jungen Sohn der Welt gab, der zur Freude seiner Eltern, Tiffelko welches in der Sprache der Esel soviel, als Harterzeugter, bedeutet, genennet wurde. Bald darauf wuste Madame Lang-Or-i-a-ri-ussin ihrem Manne zum zweitenmale das Männchen zu reizen. Sie kam mit einer Tochter nieder, die aber ihrem Vater, der sich zu sehr dabei anstrengte, das Leben raubte. Seine Frau war anfangs über diesen Todesfall betrübt. Aber ihr Sohn tröstete bald Mutter und Schwester so gut, daß sie Gemal und Vater sehr leicht vergassen.

Tiffelko zeigte mit Mutter und Schwester zweihundert Söhne und eben soviele Töchter. Sein ältester Sohn Zinian hundert Söhne und soviele Töchter, dessen ältester Sohn Hopsenkopf zeigte wieder etliche fünfzig, und so giengs in ge-

rader Linie bis auf Bileams Esel, und dem Esel in Betlehems Stalle und dem Esel, welcher den Schruffenkuf zeugte, der der Vater meines Onkels war.

Die Thaten der Vorfahrer meines Onkels sind sehr berühmt. Einige waren immer an Höfen die ersten Minister, einige waren Finanzpächter, einige grosse Kriegsbediente, und einige die obersten Vorsteher der Tarespipri *) Wie groß und ansehnlich das Geschlecht meines Onkels ist, wird also jedermann leicht einsehen, und es kann sich gewiß keiner aus allen Menschenkindern rühmen, daß sein Geschlecht von alten Zeiten immer in gleicher Linie bis auf ihn wäre fortgepflanzt worden, wie das Geschlecht meines Onkels des blauen Esels.

Dritt-

*) Tarespipri sind im Lande der Esel die Bonzen. Anmerkung des Herausgebers.

Drittes Kapitel.

Seine Empfängnis.

Schruffenkuf der Vater meines Onkels war aus dem ältesten Hause, wie wir nun gesehen haben. Er war sehr wohl gebildet, hatte einen ausserordentlichen Eselsverstand, und sonst die vortreflichsten Gaben, wodurch er sich die vornehmste Stelle am Hofe seines Königs versprechen konnte. Die Verbindung mit der Tochter des ältesten Esels, dessen Stammvater der vierte Sohn des Tiffelko war, sollte das Glück des Schruffenkupfs vollkommen machen; allein er vernichtete die schönste Aussichten, die sich sein Vater von ihm gemacht hatte.

Schruffenkof trabte eines Tages spaziren. Er sah auf einer grünen Wiese eine artige Eselin, die mit ihren Gespielinnen im hohen Grase lag, und, als ein sehr vernünftiges Fräulein, ihnen — Mährchen erzählte. Der Vater meines

Onkels war ein galanter Herr. Er gesellte sich zu ihnen, machte sein Kompliment, und grüßte besonders diejenige Eselin sehr freundlich, deren Reize ihn gleich beim ersten Anblikke bezauberten. Fräulein Eselin dankte ihm mit einer sehr einnehmenden Art, welche auf das Herz des Vaters meines Onkels noch einen stärkern Eindruk machte. Er legte sich zu ihnen, und erzählte, als ein sehr wiziger Herr, noch schönere Mährchen. Das anmuthige Erzählen des Chevaliers Schruffenkuf schmelzte das zarte Herz des minnevollen Fräuleins Eselin, und sie wurde von den einnehmenden Verdiensten des Vaters meines Onkels empfindlich gerührt. Schruffenkuf hatte eine große Kenntniß der Phisiognomie, und konnte als ein scharfsichtiger Beobachter aus dem Gesichte eines Mädchens, und besonders aus den Ohrenspizzen errathen, was in ihrem Herzen vorgehe. Er gewahrte früh, daß ihn das Fräulein meine, worüber er nicht wenig Freude fühlte, weil sein Herz sie gleichfalls liebgewonnen hatte. Nach der Art eines jungen wohlerzogenen Herrn, der zu leben weis, mach-

te

te der Vater meines Onkels eine Liebeserklärung. Fräulein Eselin wurde dreimal roth, schlug zweimal die Augen nieder, lächelte, so oft sie erröthete, und sagte dann gar vernünftig, wie es einem züchtigen Fräulein gebühret, welches die Gelegenheit nicht fahren läßt, einen Mann zu bekommen, daß sie sich's für eine Ehre halten würde, die Gemalin eines so liebenswürdigen Kavaliers zu sein, dessen Familie die älteste im ganzen Reiche ist. Schruffenkuf, vor Freude ausser sich, von dem schönsten Fräulein geliebet zu werden, drükte die reizende Eselin mit seinen beiden Forderfüssen gar zärtlich an seine Brust, und bat sie um Erlaubnis, seinen Vater um die Einwilligung zu ihrer Verbindung zu bitten. Das Fräulein gab ihm gar freundlich ihr ja, und der Vater meines Onkels Heister di Peister zu seinem Vater.

Izt wurde die Bitte vorgebracht, abgeschlagen, wieder gebeten, und wieder abgeschlagen, weil der Vater meines Onkels die Tochter des ältesten Esels, dessen Stammvater der vierte Sohn des

Tis-

Tiffelko war, heiraten solte. Schruffenkuf, als ein treuer Buhle, der sein Lieblein nicht verlassen, sondern lieber sterben wollte, bat, drohte sich zu ersäufen, zu erhenken, davon zu laufen; bis endlich der Vater aus Furcht, seinen geliebten Sohn durch einen gewaltsamen Tod zu verlieren, seine Einwilligung gab, wenn Fräulein Eselin wenigstens hundert Ahnen in gerader Linie aufzuweisen hätte. Zum grösten Unglücke hatte nun das Fräulein nur neun und neunzig; und die Hoffnung und alles Bitten des Schruffenkuf war vergebens; denn sein Vater blieb unerbittlich — wenigstens hundert Ahnen! und sollte auch sein Sohn sich in Stükken zerhauen, und diese Stükke selbst auffressen.

Nun war also kein anders Mittel übrig, als sich wider den Willen des Vaters mit dem geliebten Trautel zu ververheiraten. Schruffenkuf hatte zwar anfangs fest beschlossen, sich zu erschiessen. Die Pistolen waren auch schon geladen; aber er fand, daß es doch etwas besser sei, sich heimlich zu verbinden, als öffentlich

lich niederzuknallen. Fräulein Eselin weigerte sich anfangs etwas dawider; allein die schmelzenden Worte und das inständige Bitten des Chevaliers Schruffenkuf bewegten endlich ihr Herz, und sie gab ihre Einwilligung dazu. Ein Tarespipri nahm es auf sich, ihre Herzen für hundert Tiptipes *) zusammen zu geben, obgleich dieses eine sehr gefährliche Sache war, weil der Vater des Schruffenkuf in grossen Ansehen bei Hofe stand. Die Tarespipri thun fürs Geld alles! Um sie zugleich gegen alle Ausspähungen zu sichern, verschafte er ihnen für zween Tiptipes ein abgelegenes Häuschen, wo sie sich, ohne alle Furcht gestöret zu werden, trauen ließen.

Da keine Hochzeitsgäste zugegen waren, so dauerte die Tafel auch nicht lange. Der Tarespipri, sobald er satt gegessen und zwanzig Bouteillen guten Wein im Magen hatte, fiel unterm Tisch und schlief ein. Schruffenkuf nahm nun seine ge-

*) Tiptipes nach unserer Münze ohngefähr zween Thaler. A. d H.

geliebte Braut beim linken Ohr*) Das Fräulein sträubte sich zwo und dreiviertel Minuten entgegen, und bat, nur noch eine Sekunde — keine halbe, sagte Schruffenkuf —

Ei wie schlim Sie sind, sagte Fräulein Eselin, ei wie schlim sie sind! Hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß man so — verheiratet ist! **)

Ich glaube, ich hab' einen Sohn empfangen.

Vier-

*) Ein gewöhnliches Zeremoniel im Lande der Esel, wie man bei den Menschen ein Frauenzimmer unter dem Arm nimmt. A. d. H.

**) Bei den Menschen soll das eine Braut nie ihrem Liebsten sagen. — Sehr natürlich, weil die Menschenbräute nicht mehr so unerfahren sind. — Ei darum sind sie auch Menschen. A. d. H.

Viertes Kapitel.

Fata, die sich im schon im Mutterleibe zugetragen haben.

Das ist kühn, sagte mein Wärter, der diese Tage meine Papiere in der Krippe fand, und die Aufschrift dieses Kapitels las: das ist kühn, sagte er , mein gelehrtes Maulthier, daß du von den Faten deines Onkels, die sich ihm schon im Mutterleibe zugetragen haben, schreibest Wissen wir doch oft nicht, was sich uns selbst auf der lieben Erde zuträgt, und so frei zu schreiben, was einem andern sich im Mutterleibe ereignet hat, das ist kühn.

Nicht so kühn, sagt' ich meinem Wärter, als du glaubest. Kömmt nicht oft unter den Menschenkindern noch viel seltsammeres Zeug vor, welches von allen für baare Wahrheit eingekauft wird? Nim dir die Mühe, lieber Wärter, die

verschiedenen Bücher nachzuschlagen, und du wirst eingestehen, daß die Faten eines Esels im Mutterleibe zu beschreiben eine Kleinigkeit gegen das sei, was uns die Gelehrten der Menschen für die Göttin Wahrheit aufdringen wollen. Einige erzählen uns Dinge, die sich vor sieben oder mehr tausend Jahren zugetragen haben sollen, bei welchen weder sie, noch ein anderes Geschöpf zugegen war. Andere erheben sich über die Gränzen ihres Planeten, durchsegeln den Luftkreis und beweisen uns, was der Urheber aller Wesen in seinem flammenden Sizze gethan habe, eh sie noch selbst, dir armen Würmchen von Staub, ihre Existenz gefühlt hatten. Sie berechnen uns Miriaden von Geschöpfen, die vollkommener, als wir, sind, die verschiedenen Grade ihrer Herrlichkeit, ihre Verichtungen u. d. gl. Andere beweisen, daß der Schöpfer nichts besseres, als diese Welt habe schaffen können; andere ob er so, oder so habe handeln können; andere zanken über Dinge, von denen sie nicht einmal wissen, was sie sind.

War-

Warum ich nber die Faten meines Onkels im Mutterleibe beschreibe, wirst du, und vielleicht mehrere Menschen, nicht errathen. Dazu, lieber Wärter, muß man besondere Augen haben; und diese Augen haben nur wenige. Diese wenige werden die Ursache so klar, als den Tag, sehen, und die übrigen mögen sich samt dir damit begnügen, daß ich die Faten beschrieben habe; oder sie mögen sich eine Ursache denken, welche sie wollen. Darin will ich keinen stören, was er sich davon denken will; aber auch keinem den Fingerzeig geben, das wahre **Warum** zu finden, wenn er es nicht von selbst findet. Wie denn noch überhaupt manches vorkommen wird, das von vielen unverstanden bleiben soll. Und das mag nun darum so sein, weil es nicht anders ist, daß der Blinde anch am hellen Sonnenscheine nichts sieht. Für manchen ist es gut, daß ihm der Staar nicht gestochen werde, denn dem Sehenden kommen oft Gegenstände vor, daß er sich manchmal wünschet, blind zu sein. Und wahrlich glücklich ist der welcher mit geschlossenen Augen seinen Weg fortwandelt.

Er sieht die Steine nicht, die ihm im Wege liegen, und wennn er sich auch daran stößt, so kann ihn das nicht so schmerzen, als denjenigen, der ihn sieht den Stein, und sich doch daran stossen muß, weil er ihn nicht aus dem Wege räumen kann. Ha! Da knirscht er oft mit den Zähnen daß er's sieht und sich doch daran stossen muß; aber fruchtlos ist sein Zähnknirschen! Darum preis dich glücklich deiner Blindheit wegen, und wenn du einem was gutes wünschen willst, so wünsche ihm, blind zu sein, damit er nichts in dieser Welt sehen darf, woran er sich stossen muß!

Dieses gefiel meinem Wärter recht sehr, ob er es gleich eben so wenig verstand, als er die Ursache errathen konnte, warum ich ein Kapitel über die Fasten schreibe, die sich meinem Onkel im Mutterleibe zugetragen. Die Menschen, wie ich es unter ihnen bemerkt habe, sind nun einmal so. Es gefällt ihnen oft das am besten, was sie nicht verstehen. Ihre Eigenliebe macht sie glauben,

daß

daß sie alles verstehen, und daraus entsteht grosser Irrthum unter ihnen.

Mein Wärter sagte, Du bist ein gelehrtes Maulthier, du must recht haben und das Zeug besser verstehen, als ich. Er begegnete mir izt auch immer mit vieler Achtung, und giebt mir allzeit mehr Futter, als den andern Maulthieren, weil er weis, daß ich ein Schriftsteller bin, und ein Kapitel über die Faten, die sich meinem Onkel im Mutterleibe zutrugen, geschrieben habe.

Um aber auf das Kapitel zurükzukommen, so ist nothwendig, daß sich meine Leser erinnern, welches sie vielleicht über den Diskurs zwischen mir und meinem Wärter schon wieder vergessen haben, wie Fräulein Eselin sagte: **ich glaube, — ich hab' einen Sohn empfangen!** Herr Schruffenkuf traute den Worten seiner Geliebten nicht und wollte — — — Artige Damen und züchtige Fräulein, die sie bei jedem Worte, das Ihnen die Amme, oder die Gouvernante als unanständig vorgepredigt haben, und so oft ein

solches ihr Trommelfelchen berühret, und der Gehörhammer dem Laut davon den Eingang in die Schnekke öfnet, gern dabei erröthen möchten, oder — wirklich erröthen! Unschuldige Jünglinge, die Sie Hölle und Fegfeuer bei einer unsittsamen Stelle, wie Sie sich ausdrükken, fürchten, und vor allem, was Ihre feine Empfindung für die Tugend beleidiget, sich mit tausend Kreuzen segnen! Die aber weder erröthen wollen, noch — wirklich erröthen; weder an Hölle und Fegfeuer denken, noch sich mit Kreuzen bezeichnen, wenn sie in naturalibus Erfahrungen vornehmen, und die Werke ihrer Eltern durch Selbstuntersuchungen in matrimonialibus prüfen, schlagen Sie nur gleich lieber einige Kapitel um; denn ich stehe nicht gut dafür, daß nicht hie und da einige Worte vorkommen werden, die Ihr Blut ins Gesicht treiben, und Ihre Daumen ermüden könnten. So gerne als ich Ihnen beides ersparren möchte, kann ich, und darf es nicht thun, weil ich mir vorgenommen habe, die Geschichte meines Onkels treu und aufrichtig zu beschreiben, und eben diese Kapitel zur Vollkommen-

heit

heit seiner Geschichte gehören. Sollte aber Ihre Neugierde Sie wider meine Ermahnungen verleiten, diese Kapitel zu lesen, so schieben Sie bei Ihrem Beichtvater nicht die Schuld auf mich, sondern auf sich selbst, wenn Sie vielleicht dabei manche Gedanken haben, die Sie nicht denken sollen; weil ich es Ihnen abgerathen habe, und Sie wenigstens so viel Gewalt über Ihre Neugierde besizzen sollen, den Finger nicht ins Feuer zu stekken, weil man sich gar leicht verbrennen kann. — — —

Schruffenkuf glaubte den Worten seiner Geliebten nicht, und wollte sich auf eine sichere Art von ihrer Empfängnis überzeugen, worüber Fräulein Eselin schamroth wurde, es aber ihrem Geliebten nicht abschlagen durfte. Schruffenkuf hatte zum Zeitvertreib die Hebammen Kunst und alle Zeichen studirt, woraus man erkennen kann, daß ein Mädchen, das zum erstenmal gemeinet ward, befrachtet sei. Er begann seine Operazion; weil aber seine Geliebte sich ein

wenig sträubte, so versah er es, und gab dem Eichen, welches befruchtet war, einen Druk. Fräulein Eselin that einen lauten Schrei, und Herr Schruffenkuf hörte auf weiter zu untersuchen. Aber hätt' er es lieber anfangs gethan und den Worten seines Trautels geglaubt, so würde meinem Onkel diese wunderliche Begebenheit nicht schon im Mutterleibe begegnet sein, die hernach zu seinen Unglücksfällen so vieles beitrug. Allein so geht es meistentheils, daß wir uns nicht eher vor einem Unglükke warnen lassen, bis wir durch Schaden zu unserm Nachtheile klug geworden sind. Vorwiz ist ein schädliches Erbtheil aller Geschöpfe. Er ist der Vater aller Untersuchungen, und zeigt so vielen Verdrus, so viel Gefahr und Schaden, daß es besser wäre, wir kennten ihn nicht. Wie vielen wär es besser gewesen, gar nichts zu untersuchen! aber sie glaubten nicht, was sie hörten, wollten selbst prüfen, und lagen, eh sie sich's versahen, in der Suppe. Unsre armen unglüchlichen Ahnherrn könnten noch immer in dem Lustorte wandeln, hätte sie nicht der Vorwiz getrieben, den

Vor=

Vorstellungen andrer Esel ihr Ohr zu leihen, die die Pest des ganzen edlen Geschlechts geworden. Sie würden izt nicht unter den Menschen herumwandeln müssen; und wie viel ist schon das Glük werth, von den Menschen entfernt zu sein! Aber nein, wir wollen alles wissen!

Fünftes Kapitel.

Der blaue Esel wird aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten. Noch etwas geht vorher.

Schruffenkufs Vater hatte die heimliche Vermälung seines Sohnes erfahren, und war anfangs auf das heftigste wider ihn seines Ungehorsams wegen erbittert. Aber was sollte er thun? Obgleich Schruffenkuf in der Stille wider den Willen seines Vaters die Ehe von einem Tarespipri empfieng, so war sie doch unauflösbar. Er wollte sich daher wie ein vernünftiger Esel bezeigen, und geschehene Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, geschehen lassen. Damit er aber mit seiner Schwiegertochter in Ansehung der hundert Ahnen in etwas befriediget würde, machte er einem Genealogisten den Auftrag, sich zu bemühen: ob es nicht möglich wäre, zu den neun und neunzigen noch den hundersten zu erzeugen? Der Genealogist that es für tausend Tiptipes sehr gerne, und bewies klar aus alten Geschichten, Urkunden und Familienakten, daß das Fräu-

lein

lein Eselin von ihrem Stamvater in gerader Linie bis auf sie hundert vollkommene Ahnen zehle, durch welchen Beweis der Vatter des Schruffenkuf sich mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter aussöhnte, und, weil sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, alle Anstalten machte, die Niederkunft in seinem Hause zu besorgen.

Zwo Hebammen, vier Handlangerinnen, und vier Akkuschörs waren bestellt, welche alle mit dem Fräulein Eselin sollten zu thun haben. Es war auch schon alles in Bereitschaft: der Stuhl, das Kindbette, die Tücher und was noch mehr dazu erfordert wird, welches ich aber nicht alles weis, den ich bin ein Maulthier, darf und kann nicht, wie bekannt ist, zeugen, weil ich zur Mittelart von Pferd und Esel gehöre, welche Gattung auch unter den Menschen sein soll.

Alle warteten auf den glücklichen Augenblik, in welchem das liebe Kind den blauen Himmel sehen sollte. Endlich merkte Fräilein Eselin die Wehen. Die Heb-

am-

ammen wollten das Kind nach ihrer Art holen; die Akkuschörs behaupteten, diese Art wäre nicht methodisch; die Hebammen hießen die Akkuschörs methodische Narren; die Akkuschörs bewisen es ihnen sehr gelehrt, daß sie keine wären; die Hebammen fielen ihnen endlich in die Haare; die Akkuschörs warfen diese an Boden; die Handlangerinnen halfen den Hebammen; Schruffenkuffs Vater wolte sie auseinander bringen, und kam mitten in die Patsche; Schruffenkuf wolte seinen Vater helfen, und schlug auf Akkuschöre, Hebammen und Handlangerinnen; man balgte, zauste und schlug sich herum, bis man endlich genug gezaust hatte, und gezaust wurde, und mit dem Versprechen, ruhig zu sein, sich loslies. Die Hebammen hatten den Akkuschörs die Perrükken und ihre Haare ausgerupfet; diese hatten der Hebammen Hauben und einige Stükke von ihren Kleidern in Händen; die Handlangerinnen blaue Augen und gebäulte Köpfe; Schruffenkufs Vater einen wohlgebläuten Rükken; und Schruffenkuf seinen Schwanz, mit dem er drein schlug, halb abgehauen. Alle schnoben, um sich zu erholen,

und

und Fräulein Eselin indessen — starb sehr methodisch.

Wie man ausgeschnoben, die Kleider in Ordnung gebracht, die Perrükken und Hauben zu rechte gesezt, den Schweis und das Blut vom Gesichte getroknet, sich noch ein paarmal griesgrämlich angesehen, und auf einander freundschaftlich und sehr verträglich die Zähne geblökt hatte, so wurde der Kindbetterinn gedacht. Akkuschörs, Hebammen, Handlangerinnen, Vater und Gemal flogen zu ihrem Bette; aber Fräulein Eselin war tod! — — Ein lauter Schrei, und alle fuhren zurük. Tod! donnerten die Akkuschörs. Tod! schrien die Hebbamen; Tod! miauten die Handlangerinnen. Tod! seufzte der Vater. Tod! wimmerte im kläglichen Tone der Gatte, und alle donnerten, schrien, miauten, seufzten und wimmerten zugleich — Tod! Zwo eine halbe Minute und drei viertel Sekunden herrschte eine plözliche Stille. Man sah einander an, ohne was zu sprechen. Endlich ermunterten sich die Akkuschörs, und fiengen an, die Ursache von dem so plözlichen

To=

Tode des höchstseligen Fräuleins Eselin zu untersuchen. Der eine bewies griechisch, der andere lateinisch, der dritte teutsch, der vierte teutsch=latein=französisch, daß die Kindbetterin tod sei — weil sie tod ist. Einer widersprach dem andern, und der Lärm fing aufs neue wieder an.

Schruffenkuf bemerkte indessen, daß die Frucht sich im Mutterleibe bewege, und schloß daraus, daß sie noch am Leben sein müsse. Er bat die Akkuschörs, sie möchten lieber, statt ihres Gezänkes, versuchen, ob nicht das Kind gerettet werden könnte? — — Ei, was Kind retten! sagten sie. Das ist wichtiger, was wir izt auszumachen haben, Daran ist viel gelegen, recht gründlich zu beweisen: warum das Fräulein Eselin, indessen wir uns mit den Hebammen und Handlangerinnen herumgebalget haben, so plözlich gestorben sei? Wer es am besten behauptet, kann darüber gar eine gelehrte Abhandlungen schreiben, und dadurch der Welt grossen Nuzzen schaffen. Hättet ihr euch lieber nicht gebalgt und gezaust, sagte Schruffenkuf, und statt des-

sen

sen zu meinem Weibe gesehen, so lebte sie noch, und ihr dürftet izt nicht untersuchen: warum sie gestorben sei? Denn, fuhr er im Eifer fort, meine Herren, es wäre mir allzeit lieber, wenn meine Frau all ihrer gelehrten Beweise nicht nöthig hätte, und lebte, als daß sie mir izt mit ihren Werkstattsausdrükken beweisen, warum sie gestorben ist. Ihnen die Wahrheit zu sagen, da sie schon einmal tod ist, so ist mir eben so viel daran gelegen zu wissen, ob sie aus einer griechischen, lateinischen, teutschen, oder teutsch-latein-französischen Ursache gestorben sei, als mich das interressirt zu untersuchen: ob der Wolf den armen Esel beim Schwanz oder beim Kopf zuerst anpakte, da er ihn gefressen hat? Genug, daß er ihn fraß, und also auch genug, daß mein Weib tod ist. Unbegreiflich, schrien alle, unbegreiflich! Sie glauben, gnädigster Herr, daß daran so wenig gelegen sei, zu untersuchen, warum der Kranke gestorben ist? Glauben Sie uns, hochgebietendester Herr, im Lande der Esel liegt sehr viel daran; und dies ist eine von unsern grösten Arzneywissenschaf-

ten; nicht dem Kranken zu helfen, sondern, wenn er stirbt, gründlich zu beweisen: warum er gestorben ist?

Da Schruffenkuf sah, daß die Herrn von der Nothwendigkeit der Untersuchung nicht abgehen wolten, so sagte er ihnen: Meine Herrn! wenn sie das zu ihrer Kunst nöthig finden, so will ich gerne glauben, daß alle vier Ursachen zu gleich haben sein können; nur bitte ich Sie, das Kind zu retten. Ich will Ihnen gerne nebst dem, was Ihnen gebühret, daß sie sich izt die Gelegenheit verschafft haben, so gelehrt über die Ursache des Todes meiner Frau disputiren zu können, noch tausend Tiptipes zahlen. Wie die Akkuschörs von tausend Tiptipes hörten, so vergassen sie aller ihrer Ursachen, nahten sich wieder der verstorbenen Eselin, und, da sie bemerkten, daß das Kind Zeichen des Lebens spüren lasse, so ward die Operation vorgenommen, und mein viel theurer Onkel, der blaue Esel, aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Wird in der Geschichte des blauen Esels fortgefahren.

Sobald mein lieber Onkel aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten war, so wuschen und säuberten ihn die Hebammen, und da sie ihn gewaschen und gereiniget hatten, bemerkten sie, daß der junge Herr von der Art seiner Vorfahren ganz unterschieden sei; denn da alle seine erlauchte Ahnen eine schöne, weisgraue Farbe hatten, so war die seinige ganz hellblau, und statt der gewöhnlichen schwarzen Streifen am Rükken und Hals, hatte er schöne hochrothe Streifen. Dies war ein Umstand, der den Vater meines Onkels in Verlegenheit sezte. Er konnte nicht begreifen, warum kein einziger aus der Art schlug, sondern alle schöne, graue Esel blieben, und just sein Sohn ein blauer und von der Art seiner erlauchten Ahnen abweichender Esel sein sollte? Ihm war viel daran gelegen, die Ursachen davon zu wissen; und so wenig als er zuvor

die Ursache von den Akkuschörs hören wollte; warum Freulein Eselin gestorben sei? Welches doch diesen so wichtig schien; so heftig verlangte es ihn izt, die Ursache von der blauen Farbe seines Sohnes zu erfahren; welches wieder die Akkuschörs nicht der Mühe werth hielten. Dieses soll sich gar oft im menschlichen Leben zutragen, daß vielen eine Sache von der grösten Wichtigkeit ist, welche andere für keine faule Linse achten; und so das Gegentheil; worüber dann nicht wenig unter den Menschen gezankt wird. Jeder behauptet seine Meinung mit vieler Hizze, und nachdem sie manche Jahre hindurch gezankt, und bisweilen auch mit unter geschimpft haben, so gehen sie eben so klug auseinander, als sie zusammen kamen. Erfährt man am Ende, was der wichtige Stof ihres Gezänkes war; so hat der eine behauptet: daß grüne Erbsen nicht gekocht sind; und der andere vertheidigte dagegen: daß gekochte Erbsen nicht mehr grün sein können; Was war also der Grund ihres Gezänkes? — Die Herrn haben sich einander nicht verstanden! Wie das überhaupt bei

den Menschen sehr gemein sein soll, daß sie sich mitsammen zanken, ohne einer den andern, oder wohl gar sich selbst zu verstehen, was sie sagen wollen.

Schruffenkufs Aufmerksamkeit war ganz auf die blaue Farbe seines Sohnes gerichtet, und die Frage schien ihm von der größten Wichtigkeit zu sein: warum sein Söhnchen aus allen möglichen und wirklichen Eseln, die jemals waren, sind, und sein werden, allein ein blauer Esel sei? Den Akkuschörs hingegen schien es wieder gar nicht der Mühe werth zu sein, so etwas zu untersuchen; weil aber Schruffenkufs Vater bei Hofe in grossen Ansehen stand, so wollten sie ihm so geradeweg nicht sagen, daß es die Mühe nicht lohne, zu untersuchen, ob einer ein weisser, oder ein blauer Esel wäre, allenfals es nur gründlich bewiesen ist, daß er wirklich ein Esel sei; weil die Farbe eben nicht das vorzüglichste bei einem Esel ist. Sie riethen ihm also, die Gelehrtesten aus der Stadt zu berufen, welche ihm die Ursache ganz handgreiflich erklären würden:

im Grunde aber glaubten sie, daß diese ihn sehr bald überzeugen werden, wie unbedeutend die Frage über die Farbe eines Esels sei. Nun waren aber nur die Tarespipri die Gelehrtesten, und den übrigen war es verboten — Vernunft zu haben; denn auch bei den Eseln lassen sich die Tarespipri ihren Vorzug nicht nehmen, und wollen überall angesehen und verehret seiu. Aber, wie ich mir habe sagen lassen, so verlieren die Esel schon so zimlich die Hochachtung, die sie einst gegen sie hatten; ja einige wollen sogar eine Wette darauf machen, daß man vielleicht in einigen Jahren wo nicht alle doch die meisten Tarespipri samt ihrem Oberhaupte zum Lande hinaus jagen werde. — Wenn das geschieht — wohl euch, ihr Eseln! ! !

Schruffenkuf folgte dem Rathe der Akkuschörs. Er schikte alsobald in der Stadt herum, und lies die gelehrtesten Tarespipri zusammen komme. Schruffenkuf war von vornehmen Stand und reich. Es versammelte sich daher bald eine grosse Menge dieser gelehrten Herrn; denn bei

den

den Reichen und Vornehmen versäumen sie nicht, sich einzufinden, weil sie da allzeit etwas zu ihrem Vortheile zu erhaschen wissen. Sobald als die Tarespipri ins Zimmer tratten, so erkundigten sie sich: warum sie von Seiner Exzellenz wären berufen worden? Die Akkuschörs, welche noch immer zugegen waren, weil sie wußten, wo Tarespipri sind, sezze es auch volle Gläser, erklärten ihnen also gleich, das wie, und warum? Winkten ihnen aber auch zugleich, dieses gar nicht zu untersuchen. Einige von den Tarespipri verstanden den Wink, und wollten mit ihrem gewöhnlichen Machtspruch: Es ist, weil es so ist. Der Sache ein Ende machen. Es lag ihren mehr daran, den Wein, welchen Schruffenkuf hatte aufsezzen lassen, zu versuchen, als die Ursache, warum sein Sohn ein blauer Esel sei? zu untersuchen. Allein ein iunger Tarespipri ergrif diese Gelegenheit sehr hastig, seinen tiefen Scharfsinn zu zeigen. Er fing an, indem er die Nase empor hob, die Stirne runzelte, seinen Mund in einige Zwergfalten zerrte, und mit dem Zeigefinger zwischen beiden Augen bohrte,

der Längs und der Quer deutlich und klar mit sehr starken Säzen zu beweisen: Der Sohn des gnädigen Herrn Schruffenkuf sei blau von darumen und aus dieser Ursache; weil kein vernünftiger Esel behaupten könne, daß eine blaue Farbe schwarz sei; und darum sei es auch klar, daß, weil der Sohn des gnädigen Herrn keine schwarze, sondern eine blaue Farbe habe, er deswegen und aus dieser Ursache auch blau sein müsse. Izt regte sich die Disputirshizze auch bei den andern. Es verdros sie, daß dieser Tarespipri gelehrter sein sollte, als sie, die schon so alte eselische Tarespipri sind. Sie wollten ihn daher zu Schanden machen. Einer sagte contra sic argumentor: Alles was nicht weis, noch von einer andern Farbe ist, ist blau; atqui der Sohn des gnädigen Herrn ist weder weis noch von einer andern Farbe; ergo ist er blau. Die übrigen schrieen nun auch mit drein, es wurde contra argumentirt, negirt, distinquirt, konzedirt, und ein jeder bewies am Ende seines Sazes: also ist er blau, quod erat demonstrandum.

Schruf=

Schruffenkuf horchte, indem er gewaltig seine beiden Ohren spizte, auf alles sehr aufmerksam, was die Tarespipri sagten; allein so sehr er wünschte, die Ursache zu erfahren: Warum sein Sohn blau sei? so hört er doch von ihnen nichts anders, als daß er blau ist, von dem ihn seine beide Augen ohne die gelehrten Beweise der Tarespipri schon überzeiget hatten. Es reute ihn nun, daß er diese hochgelehrten Herrn habe rufen lassen; denn er erfuhr, daß — dieses gestund er seinen vertrautesten Freunden ganz heimlich — sein Kellermeister nicht so geschwind die Flaschen füllen konnte, als die Tarespipri die Geschiklichkeit hatten, sie auszuleeren; und daß — dieses sagte er öffentlich — ihr Kunst zu überzeugen, nicht so groß sei, als die Kunst — Dieses gab er wieder in sehr verblümten Worten zu verstehen — als die Kunst zu trinken. Schruffenkuf hofte indessen noch immer sehr sehnlich, daß ihm einer von diesen wohlweisen und tiefgelehrten Tarespipri die Ursache, warum sein Sohn ein blauer Esel sei? sehr begreiflich erklären würde, als alle Tarespipri, nachdem sie — Schruffen-

kufs Kellermeister schwur einen Eid, er habe noch einige Flaschen weniger angeschrieben — dreissig Flaschen ausgetrunken hätten, mit vielem und grossem Getöse aufstanden, und schrien: Ja, ja! Es ist bewiesen, so klar bewiesen, als — hier trank eben der älteste Tarespipri das lezte Glas Wein aus — als kein Tropfen Wein mehr auf dem Tische steht, daß der Sohn des gnädigen Herrn Schruffenkuf blau ist. Hochwürdige Herrn, sagte Schruffenkuf, dem die Geduld entwischte, Hochwürdige Herrn, sagte er, daß mein Sohn blau ist, darüber brauch ich keine Beweise; denn davon überzeugen mich meine beiden Augen besser, als die Ihrigen! — Wirklich hatte der viele Wein die Augen der Tarespipri in etwas verdunkelt. — Aber ich will wissen, warum er blau ist? Ei, was warum? sagten die Tarespipri. Euer Exzellenz brauchen das eben nicht zu wissen; sondern können es auf unsere Versicherung glauben, daß er blau ist. Und was wir einmal sagen, daß es so ist, das kann auch nicht anders sein; warum es aber so ist? Darüber dürfen wir keine Ursache sagen; weil keiner das Gegentheil

glau=

glauben darf, ohne verdammt zu werden. — Denn die Tarespipri der Esel verdammen eben so gut, als die Tarespipri der Menschen. — — O Tarespipri! Tarespipri!

Dieses gesagt, verliessen sie das Haus des Vaters meines Onkels, nachdem sie sich für den guten Wein gar höflich bedankt, seiner Exzellenz ihren Tarespiprischen Segen ertheilt, und ihre Dienste auf die freundlichste Art angeboten hatten, weil seine Exzellenz so vortrefliche Weine in Keller haben, welche ihre denkende Geister mit dem stärksten Feuer der Uiberzeugung beleben. — Und Schruffenkuf, fragen meine Leser, was wuste der von der Ursache, warum sein Sohn blau sei? Alles, was man nur immer vou den Tarespipri erfahren, und von ihnen gründlich überzeugt werden kann — nichts! — — Ei, ei! sehr wenig! — — ja, ja, ja! ! ! — — —

Siebentes Kapitel

Erziehung des blauen Esels. Etwas weitläufig, und doch kurz.

Der blaue Esel, mein sehr wehrter Onkel wuchs nnter der Aufsicht seines gnädigen Herrn Vaters sehr bald heran. Wie er drei Jahre alt war, wurde er der Aufsicht seiner Amme entnommen und einer berühmten alten Frau anvertraut, die überall ihres grossen Verstandes wegen in starken Ruf war, und von vornehmen adelichen Eseln zur Erziehung der jungen Herrschaft mit grosser Freude aufgenommen wurde. Sie wuste gar niedlich von Gespenstern, vom feurigen Eseln u. d. gl. zu erzählen und die junge Herrschaft durch die Furcht für den Popanz, den sie gar geschikt vorstellen konnte, zum Schweigen zu bringen; auch hatte sie alles erforderliche, was eine alte Frau haben muß, um aus ihren Zögelingen geschikte und herrliche — Esel zu ziehen. Der blaue

Esel erreichte unter ihrer Leitung das siebente Jahr, und durch seine natürliche Fähigkeiten brachte er es bald so weit, daß er in den Geisterhistörchen seine Lehrmeisterin übertraf. Darüber hatte sein Herr Vater nicht wenig Freude, und sein Söhnchen muste, wenn eine Gesellschaft da war, allzeit Proben seiner Geschiklichkeit ablegen, und bald vom Esel ohne Kopf, bald vom Esel mit zween Schwänzen, bald vom Thiere mit drei Füssen und sechs Köpfen erzählen. Die Herrn und Damen — ich bitte, das nur von den Eseln zu verstehen — horchten sehr aufmerksam zu, merkten sich etwas aus den Geschichten, und erzählten es, wenn sie nach Hause kamen, wieder ihren Kindern.

Wie mein hochgeehrtester Herr Onkel, der blaue Esel das siebente Jahr erreicht hatte, so legte sein Vater die lezte Hand ans Werk, ihn völlig zum Gelehrten bilden zu lassen. Die alte Frau wurde mit einer jährlichen Pension entlassen, und für den jungen Herrn ein geschikter Hofmeister ausgesucht.

Unter

Unter den Eseln war niemand tauglicher hiezu, als die Tarespipri. Auch war kein adeliches Haus, welches nicht einen tarespiprischen Hofmeister gehabt hätte. Schruffenkuf wählte also auch einen, dem er sein liebes Söhnchen übergab, daß er selben in allen Wissenschaften auf das beste unterrichten möchte. Der Tartspipri kannte seine Pflicht, und seine Mühe machte den blauen Esel, meinen lieben Onkel, bald zum Wunder der Gelehrsamkeit. Im achten Jahre wuste er mit der größten Fertigkeit alle Buchstaben herzusagen, und das so genau, daß er keinen einzigen aus seinem Gliede hervorzog und dem Nebenmanne vor oder nachsezte; aber man durfte auch nicht den jungen Herrn ausser der Ordnung fragen: wie dieser, oder jener Buchstabe heisse? Im neunten Jahre sezte er recht mittelmässig die Buchstaben zusammen, und im zehnten las er treflich mit etwas wenigem Stottern. So wenig nun dieses zu sein scheinet, so muß man betrachten, daß er das ganze Gesez der Tarespipri an den Fingern herzusagen wuste, ob schon er von Natur den Fehler hatte, unter der Erklärung dieses Gese-

zes immer zu schlafen. Allein das bekümmerte den Tarespipri nicht, und er pries meinen Onkel, als einen der orthodoxesten Esel, welches er aber in der Zukunft eben dieses kleinen Fehlers wegen gar nicht blieb, wie wir es noch hören werden.

Nun bestieg sein Lehrer mit ihm die höhern Stufen der Wissenschaften. Er lehrte ihn schreiben, ohne daß er über das nachdenken durfte, was er schreiben wollte. Alle alte, auch einige neue Bücher kante er — wenigstens dem Titel nach. Wuste viele Stellen auswendig, hatte seine gute tarespiprische Philosophie auf ein Jota auswendig gelernt, und war im sechzehnten Jahre — ich muß mich einer Metapher bedienen, um die Gelehrsamkeit meines Onkels recht auszudrükken — ein Kasten, worin alle Wissenschaften verschlossen lagen, zu welchem er aber den Schlüssel nicht hatte. Auch die andern Nothwendigkeiten einer guten Erziehung waren bei ihm nicht versäumet worden. Er tanzte sehr zierlich, sprach fremde Sprachen gut, nur seine Muttersprache fehlerhaft; wuste von allem zu sprechen, auch öfters von

drei

drei oder vier Gegenständen zugleich, ohne sich selbst, oder andere zu verstehen, und spielte hauptsächlich recht gut, was bei einer adelichen Erziehung das wichtigste ist. Da er mit allen diesen Wissenschaften fertig war, hatte er siebzehn Jahre, drei Monate, zwo Wochen, fünf Tage, sechs Stunden, acht Minuten drei und eine halbe Sekunde von seiner Geburt, oder besser zu sagen, von dem Augenblike an, da er aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten wurde, bis auf den Augenblik, wo er von seinem Hofmeister das Zeugnis seiner Gelehrsamkeit erhielt, gelebet. Mit so vielen herlichen Gaben ausgezieret was konnte Schruffenkuf sich nicht alles von seinem Sohne versprechen? — — Das werden Sie, meine Herrn und Damen — ich bitte abermal dieses nur von den Eseln zu verstehen — am besten wissen, die Sie eben so vollkommene Kinder haben.

Achtes Kapitel.

Die Geschichte wird verfolgt.

Nach Schruffenkufs Tode übernahm sein Sohn, der blaue Esel, mein sehr werther Onkel *) Die Güter seines Vaters.—

Ei,

*) Ich wiederhole das sehr gerne recht oft, weil es immer eine sehr grosse Ehre ist, mit Vornehmen verwant zu sein. Man kann das nicht oft genug sagen; denn es giebt viele, die dergleichen Dinge gar nicht achten, ja wohl gar behaupten, nur wir allein können uns durch unsre Handlungen ehren; alles andere aber, was äusser uns sei, und daran wir blos durch einen Zufall Theil haben, trage nichts zu unserm Ruhme bei. Diese nennen sich vernünftig; aber ich fordre alle diejenigen auf, deren ganzen Verdienst nur ihr Adelsbrief, ihre Reichthümer und hohe Verwantschaften sind, ob eine solche Verachtung so grosser Verdienste vernünftig genennet werden könne? A. d. V.

„Ei, ei, Herr gelehrtes Maulthier! Sie sagen uns nicht einmal, wann und wie Schruffenkuf gestorben? Wie er begraben wurde? Wer ihn zu Grabe begleitet? Und lassen uns nicht einmal mit dem Leichenzuge gehen."

Aus ihren Fragen erkenn' ich Sie, mein Herr, Sie sind gewis — ein Geistlicher, und für diese hab' ich alle Hochachtung; denn sonst würd' ich ihre Frage nicht beantworten. Aber — Ihre Gewalt ist groß, und darum glaub' ich auch, daß Sie mir für diese Gefälligkeit ganz gewis — Ihren heiligen Seegen geben werden.

Schruffenkuf starb vermuthlich indessen, da ich das achte Kapitel begann; den am Schlusse des siebenten war er noch frisch und gesund. Wie er starb? Sehr erbaulich. Durch vierzehn Tage kamen die Tarespipri nicht von seiner Seite, und gaben sich alle Mühe die Seele des Schruffenkufs dem Maitheon*) zu erhal-

*) Maitheon, ein Götze der Esel. A. D. H.

weil, wie man sagt, Herr Schruffenkuf ein wenig ausschweifend gewesen sein soll. Doch die Stärke ihres Zuspruchs und die rührende Vorstellung von dem Wohnhause des Maitheon brachte ihn zur Erkenntnis und auf den Weg zur Seeligkeit wieder zurük. Er gab augenscheinliche Proben von seiner Bekehrung; denn er legirte den Tarespipri auf ihr Zureden zehn Tausend Tiptipes, wofür ihm diese aber auch die sichere Gnade des Maitheon versprachen, und über seine Bekehrung eine rechte Herzensfreude empfanden. — O wie froh sind die Tarespipri, wenn sie eine solche verlorne Seele — gewinnen können! — Sein höchstselig erblichener Körper wurde mit dem grösten Pracht, mit welchem nur immer die vornehmsten Esel begraben werden können, der lieben Mutter Erde übergeben. Alle Tarespipri begleiteten die Leiche — den Schruffenkuf vermachte noch ins besondere jedem Tarespipri zwei Tiptipes, der mit dem Leichenbegängnisse gehen würde — und zeigten in ihren Minen die tiefeste Traurigkeit. Der Gelehrteste aus ihnen hielt eine vortrefliche Leichenpredigt, worinn er

die Tugenden und Verdienste Seiner Exzellenz mit so vielen rednerischen Figuren erhob, ihm so ausserordentliche Vorzüge andichtete, daß der Glanz seines edlen Lebens alle Thaten seiner Vorfahren verdunkelte. Dabei rühmte er am meisten seine Freigebigkeit gegen die Tarespipri, und vergas nicht anzumerken, daß eben diese Freigebigkeit, den grösten Glanz seinem unsterblichen Ruhme ertheile. Von dem Lobe des Vaters meines Onkels machte er einen zierlichen Uibergang: wie heilsam es sei, freigebig gegen die Tarespipri zu sein. Er führte zur Bekräftigung seines Sazes viele Beispiele an, und bewies sehr klar, daß es nicht möglich sei, ohne diese Freigebigkeit einen Ruhm bei der Nachwelt zu erhalten. Er ließ etwas verblümt mit einflissen, daß es sogar nöthig sei, freigebig gegen die Tarespipri zu sein, um dem Maitheon zu gefallen. Er ermunterte seine Zuhörer, nicht nur allein dem Beispiele der angeführten berühmten Esel, sondern des Vaters meines Onkels zu folgen, welcher sein ohnehin ruhmvolles Leben noch mit der rühm-

lichsten aller Thaten beschlos, da er den Tarespipri zehntausend Tiptipes legirte.

Mit dem Leichenzuge des Vaters meines Onkels wären Euer Hochwürden gewis nicht gegangen; denn man hat bei den Eseln den abscheulichen Misbrauch, keine Kerzen auszutheilen. — — „Ha so, ich hätte zu studieren gehabt.“ — — Ja ja, das Studieren des Tarespipri — O!!!

Wie mein viel werther Onkel Herr von einem so grossen Vermögen war, überließ er sich nun selbst seiner eigenen Führung, dankte den Tarespipri seinen Lehrer ab; doch wies er ihm einen jährlichen Gehalt an; und glaubte sich selbst in der Welt ohne Tarespipri eben so gut lenken zu können, wie ein anderer Esel.

Neuntes Kapitel.

Wie man sich so leicht betrügen kann, wenn man andre betrügen will.

Fast möcht' ich ein wenig daran zweifeln: ob die Tarespipri in allen ihren Urtheilen unfehlbar sind? wenn ich nicht ein zu orthodoxes Maulthier wäre, das sich in Demuth den heiligen Lehren unterwirft, und gerne mit seinen beiden Augen das nicht sehen will, was die Tarespipri zu sehen verbieten. — Was verbiethen denn ihre Tarespipri zu sehen? — — Ei, ei! schon wieder eine Frage! was wird's sein? Die Vernunft! — Ja, ja! 's geht bei uns auch so! — — Um so besser, so haben wir Eseln das mit den Menschen gemein! — — — Ich will also glauben, daß sie in allem unfehlbar sind, obgleich sie sich in der Meinung von meinem Onkel greulich betrogen hatten.. Dieses schadet ihrer Unfehlbarkeit eben nichts, sondern die Ursache hievon liegt darin: daß dasjenige von dem sie urtheilten, daß es so kommen müsse,

anders ausfiel, als es hätte ausfallen sollen. Sind wir nicht oft Thoren genug, daß wir Dinge der Zukunft mit einer solchen Zuversicht behaupten, als wenn wir sie, wie unser Bild, in einem Spiegel sehen? Geben wir uns nicht allzeit mehr mit dem ab, was geschehen soll, als was wirklich geschieht? Mein Aeltervater seligen Andenkens hatte einst einen Streit mit einem Tarespipri. Er behauptete hartnäkkig gegen diesen: daß wir niemals weiter sehen sollen, als unsre Nasenspizze reiche, weil wir uns oft noch in dergleichen Dingen irren, woran wir mit unsrer Nase stossen; es wäre daher eine grosse Thorheit, Dinge zu untersuchen, die von uns so weit entfernt sind, die nicht einmal noch existiren, und von denen es, wenn sie auch einst existiren sollen, ungewiß ist, wie sie existiren werden. Er glaubte, in die Zukunft sehen, gebühre nur dem, welcher war, sein, und werden mit einem Blikke übersieht. Der Tarespipri hingegen bewies sehr gelehrt, daß wir nicht nur an das, was vor unserer Nase liege, sondern was einige Spannen davon entfernt sei, denken müssen, und daß er nicht be-

 greifen

greifen könne, warum wir nicht mit hellen Augen zwo Spannen weit von unsrer Nase sollten sehen können? Mein Aeltervater läugnete ihm dieses schlechtweg, und bewies es immer mit einem: es kann nicht sein! Diese Hartnäkkigkeit meines Aeltervaters mag vermuthlich daher gerühret haben, weil er selbst sehr kurzsichtig war, und ein Ding sehr nahe an die Nase halten mußte, wenn er es sehen wollte. Auch hatte man zu seiner Zeit weder Brillen noch Ferngläser, und darum konnte ein Kurzsichtiger niemals weiter sehen, als seine Nasenspizze reichte. Nun überreden wir uns aber gerne, daß das, was wir nicht können, ein andrer auch nicht könne; und so mußte es sehr natürlich kommen, daß mein Aeltervater, der über seine Nasenspizze nicht hinaussah, sich überredete, ein anderer könne unmöglich etwas zwo Spannen weit von seiner Nasenspizze unterscheiden. Doch dieses mag dahin gestellet sein, und ich glaube, das beste ist, man lasse einem jedem frei, so weit zu sehen, als er kann. Warum soll ich einem andern eine Binde vor seine Augen ziehen, und ihn verhindern, nicht weiter

zu

zu sehen, als ich sehe? Kann die Sehkraft eines andern nicht stärker sein, als die meinige? Oder ist es eine Schuldigkeit, wenn ich blind bin, daß es ein anderer auch sein müsse? — Seine Sehkraft kann ihn betrügen. Es geschieht, um ihn zu verhindern, damit er nicht blind werde. — Lieber! weist du gewis daß dich deine Sehkraft nicht betrügt? Oder bist du überzeuget, daß du nicht schon wirklich blind bist? Wie willst du also, selbst Blinder, einen andern leiten! Laß ihn wandeln, so lange er glaubt, seinen Weg zu sehen! Ruft er dir, ihn zu führen, dann biete ihm deine Hand; aber nim dich in Acht, daß da du ihn führen willst, nicht mit ihm stolperst, und ihr beide in die Grube fallet!

Doch wieder auf die Unfehlbarkeit der Tarespipri zu kommen, so will ich nur so viel sagen, daß es gewis nicht an ihnen lag, daß sie sich in der Person meines Onkels getäuschet, und sich mehr von ihm versprochen haben, als er hernach erfüllte. Der Fehler lag an meinem Onkel, daß er, der zwar in seiner

Jugend sehr aufmerksam die Lehren der Tarespipri anhörte — ausser wenn er manchmal darunter einschlief — durch eine, ich weis nicht was für welche Ursache auf den schädlichen Gedanken verfiel, über alles das selbst nachzudenkeu, was ihm die Tarespipri sagten. Da er nun mit seiner swachen Vernunft alle die Wahrheiten nicht begreifen konnte, und man das — wie's ganz natürlich sein soll — was man nicht begreifet, auch nicht gerne glaubet; so bezweifelte er vieles, was die Tarespipri sagten, welches die Quelle seines zeitlichen Unglükkes war, und — Maitheon wollen meinen sehr theuren Onkel gnädiglich dafür bewahren — auch seines ewigen Verderbens sein wird.

Nun kann und will ich auch meinen lieben Onkel, den blauen Esel gar nicht entschuldigen. Uns gemeinen Eseln kömmt es nicht zu, Verstand zu haben, welcher nur ein Vorzug der Tarespipri ist: hätte er aber nur alle diese Zweifel bei sich, verschlossen; so würde ihm dieser Fehler nie geschadet haben. Was ihn am meisten

sten strafbar machte, war, daß er die andern Eseln überzeugte, alles, was die Tarespipri von Maitheon, von dem Nuzzen des Räucherns und — ich segne mich dafür, da ich dieses schreibe, — von ihrer grossen und fast zu übertriebenen Gewalt, welche sich sogar über die Ersten im Lande erstrekket, sagen, sei nichts anders, als erdichtetes Zeug, wodurch sie sich ein Recht anmassen, das ihnen die Mittel verschaffet, sich zu unumschränkten Herrn über alles Vermögen der Esel zu machen; dann weigerte er sich auch die tarespiprischen Gaben, welche ihnen durch ein ausdrückliches Gebot des Maitheon gebühren sollen, zu zahlen. Hätte der blaue Esel, der ohngeachtet dieser grossen Verbrechen doch mein viel werther Onkel, war nur das lezte nicht gethan, er würde vielleicht vor den Augen der Tarespipri noch Gnade gefunden haben. Giebt man ihnen nur, was ihnen gebühret, so bekümmern sie sich eben nicht so viel darum, was man glaubt. Aber diese Abweichung vom Geseze — o die konnte wirklich nicht ungestraft bleiben. Zu diesem Verbrechen kam noch die getäusch-

te Hofnung hinzu, die sie sich von ihm gemacht hatten: er würde ein sehr orthodoxer Esel werden, und durch eine besondere Freigebigkeit ihr Gebet zu erkaufen suchen, das seiner armen Seele zu gute kommen sollte. — In allen diesen grossen Erwartungen von ihm hatte sie mein lieber Onkel getäuschet, und diejenigen, die ihn um sein Geld be****** wollten, selbst be******

Zehn=

Zehntes Kapitel.

Greuel und Verwüstung. — Jemine! da ist bald der lezte Tag im Anzuge.

So wie's mein Onkel trieb, welcher die Verstellungskunst, mit seinen Gedanken zu heucheln, nicht so gut verstand, als die Jesuiten bei den Menschen sie verstehen sollen, muste sein Sturz und sein Unglük unvermeidlich sein. Viele von den Eseln fingen an, durch seine Gründe überzeuget, das zu prüfen, was die Tarespipri sagten; wodurch dann kein kleines Uibel, besonders für den Beutel der Tarespipri hätte entstehen können. Ihn widerlegen, das konnten sie nicht, weil sich die ganze Wirklichkeit und Wahrheit ihrer Dinge auf den Beweis gründet, alles festiglich zu glauben, weils die Tarespipri zu glauben befehlen, die unfehlbar sind. Um also ein so schädliches Uibel auszurotten, hatte man kein anderes Mittel,

tel, als meinen lieben Onkel seines Vermögens zu berauben, und ihn aus taxespiprischer Gnade — aus dem Lande zu jagen! der Befehl dazu ward bei der Obrigkeit ausgewirkt, und die Vollziehung desselben den Taxespipri aufgetragen, welche selben auch sehr pünktlich und mit der strengsten Genauigkeit nachkammen.

Mein Onkel befand sich eben mit einigen seiner Freunde auf dem Spaziergange, von dem er zurükkam, als indessen die Taxespipri vermög des obrigkeitlichen Befehls sein Haus umringten, und all sein Vermögen, seine Mobilien und was nur da war, fein sauber aufräumten. Die Menge der Esel, welche um das Haus versammelt waren, erregte bei meinem Onkel einige Verwunderung; noch mehr aber erstaunte er, da er alle beschäftiget sah, Sachen wegzutragen, auf welche, wie er glaubte, niemand ein Recht habe: Hierin war nun mein Onkel falsch unterrichtet, denn — auf was haben die Taxespipri kein Recht? Anfangs dachte er, es wären Spizbuben

und

und Diebe in seinem Hause. Der Gedanke, bestolen zu werden, ließ ihn die Tarespipri für lauter Räuber und Schurken ansehen. — O welche Sünde war nicht dieser Gedanke! — Wie erschrak er aber, da ihm die Tarespipri — sie bezeigten dabei sehr vieles Mitleiden — ankündigten, daß ihm, vermög des ausdrüklichen Gebots der Obrigkeit, sein ganzes Vermögen genommen werden, und er binnen vierzehn Tagen das ganze Gebiet der Esel verlassen sollte. Mein Onkel erschrak noch mehr über diese Nachricht. Nicht, daß man ihm seine Güter raube, sondern der Ursache wegen, warum man sie ihm raube; denn er konnte gar nicht glauben, daß die Tarespipri einen sonst rechtschaffenen Esel deswegen verfolgen solten. Wirklich hatte mein Onkel das Zeugnis, daß er der rechtschaffenste Esel gewesen, ob er gleich blau war. Uiberhaupt waren das seine Stekkenpferde, rechtschaffener und gelehrter, als alle, zu sein. Einige, die den Tarespipri nicht recht gut wollten, behaupteten sogar; er sein zehnmal rechtschaffener und tugendhafter gewesen, als sie

alle zusammen. — Nun, da musten ja die Tarespipri ihn verfolgen! — — Da er nun sah, daß es eine Unmöglichkeit sei, sein Vermögen zu retten; so war er sehr zufrieden, daß man ihm die Freiheit ließ, seinen Körper in ein anders Land zu tragen, wo er mit seiner Seele eine ungekränkte Freiheit geniessen, und ohne Scheu der Vernunft folgen könnte, ohne nöthig zu haben, die Wahrheit zu verläugnen. — — Ei, ei, wie sehr hat sich Ihr Onkel getäuscht! Wo kann man das? Im Monde vielleicht? Auf unsrer sublunarischen Welt gewis nicht! — — ja ja, so denke ich gelehrtes Maulthier auch; aber mein Onkel dachte damals nicht so.

Einiges Geld, das er noch bei sich, und bei einigen guten Freunden hatte, war ihm genug, seine Reise anzutreten. Und wär' es auch nicht genug gewesen, so hätt' es wenigstens sein müssen. Er pakte also sein weniges Geräthe zusammen, verließ seine Geburtsstadt und sein Vaterland zu Fus; doch hatten die Tarespipri dafür gesorgt, daß er nicht allzu

zu

zu schwer zu tragen hatte, welches ihm gewis würde beschwerlich gewesen sein. Er beurlaubte sich auch nur bei sehr wenigen guten Freunden; die andern flohen sein Angesicht, wie den giftigen Hauch einer Schlange: und fürchteten sich, von ihm ärger vergiftet zu werden, als von diesem: Die Tarespipri sagten's ihnen, daß einer, der ihre Lehre nicht so glaubt, wie sie wollen, daß man sie glauben soll, die Esel schon mit dem Schatten seines Schatten vergifte — Nun, das ist ärger, als ein Basiliske! Maitheon sei bei uns! vor so einem wollen wir uns in Acht nehmen — Was sind Kezzer für gefährliche Thiere! ! ! !

Eilf-

Eilftes Kapitel.

Der blaue Esel verläßt sein Vaterland, überdenkt wohin er traben soll.

Schmerzlich und hart muß es einem jeden fallen, der gezwungen wird, das Land zu verlassen, worin er die erste Luft athmete, und den ersten lieben blauen gestirnten Himmel sah; wo seine Zunge die ersten Worte zum Lobe des Ewigen lallte; wo er unter Freunden und Anverwanten gros wuchs, und nun in ihrem Umgange die gröste Seligkeit eines vertraulichen Lebens zu geniessen hatte. Hart, sehr hart muß es einem jeden fallen, selbst dem, der eines Verbrechens wegen, wodurch er seine Nebenmenschen beleidigte, nach den Gesezzen seines Landes mit der Verbannung gestrafet wird. Und nun denke man sich meinen sehr lieben Onkel, der — die Tarespipri ließen ihm dies Zeugnis, abschon sie ihm sonst alles raub-

rauben — nie von der Bahn der Redlichkeit und Tugend abwich, sondern immer so gerade fortwandelte, wie die Tugend selbst, eh sie von den Tarespipri verjagt wurde, hienieden persönlich herumgewandelt haben soll. Der nie auch nur des Scheins des kleinsten andern Verbrechens, ausser daß er seiner Vernunft folgte, konnte angeklaget werden. Stelle man sich ihn vor, seiner Güter beraubt, von seinen Freunden und Anverwanten getrennt, aus ihren Armen gerissen, ein anders Land izt suchen, das ihm Freunde, Verwante und Vaterland ersezzen soll, und man wird fühlen, — wenn anders unsre Nerven dazu fähig sind — was seine Seele fühlte, da er von einem Berge, der die Grenze seines Vaterlandes bezeichnete, noch einmal in die Gefilde zurük blikte, auf denen er so oft froh und glüklich herumhüpfte, und süsse, selige Wonne empfand. Frunde und Anverwante standen, wie ein Bild, mit dem lebhaftesten Farben gezeichnet vor seiner Seele. Jede frohe Szene seines Lebens, die er in ihrem Umgange fühlte, malte sich ihr aufs

neue, und zog mit den Ideen seines vorigen Glüks in seinem Gedanken vorüber. Die Luft wurde ihm schwerer. Sein Blut drängte sich zum Herzen, spannte seine Brust und preste ihn, daß er mit vieler Mühe athmete. Er sezte sich unter einen Baum, den Rükken gegen das fremde Land gekehrt, und sah mit Augen, in welchen Tränen des bittersten Kummers, des tiefesten Schmerzens zitterten, noch einmal in sein Vaterland hin, und der Gedanke, daß er es verlassen, auf immer verlassen müsse, verdoppelte die Schläge seines Herzens. Seufzer schwellten seine Brust, und Tränen, die Anfangs nur im Auge einzeln zitterten, flossen izt häufig über seine Wangen.

— — — — — —

— — — — — —

Und wenn ich alles gewinnen könnte; Reichthümer und Ehrenstellen; ja Königreiche und Pabstkronen — ich verstehe die Art von Meerschnekken — so könnt' ich doch nicht weiter schreiben; sondern muß eine Weile anhalten, die Feder hinlegen, den Kopf zwischen meine Forderfüsse nehmen,

men, und weinen. Armer Onkel! das Herz deines Neffen fühlt alles, was in dem Gedanke liegt: Vaterland, Freunde und Anverwandte verlassen, und in ein Land ziehen, wo man eben so fremd ist, als ein Otaheiter in Europa. Und warum das? Weil man nicht der nemlichen Meinung mit denjenigen ist, die sich die Gewalt anmassen, ihre Meinungen der ganzen Welt, als ein Gesetz, aufzudringen, dem alles gehorchen muß, wenn es nicht aus der Welt verbannet werden will. — — Wenn du Wesen, das du Menschen und Pferde, Elephanten und auch uns arme Eseln und Maulthiere schufst, die du aber nur als Menschen und Eseln, aber nicht als Tarespipri *) auf diesen Klumpen gesezet hast, wenn du

*) In unsern ältesten Geschichten finden wir, daß diese Welt, ihre Existenz nach den Büchern der Tarespipri angenommen, gegen fünfzehn hundert Jahre keine Tarespipri hatte, und alles war ruhig und glüklich. Sobald aber diese ihr Haupt empor hoben, die Schöpfung ihrer Gewalt

du eben so hart mit deinen Geschöpfen verfahren wolltest, als diese, die sich deine Diener nennen, wo blieb deine Gerechtigkeit, deine Güte! Aber du bist weise! Weist allein, was du von deinen Geschöpfen forden kannst, und forderst auch nicht mehr. Du gabst ihnen Verstand, und grubst dein Gesez in ihre Herzen, nicht in die Köpfe der Tarespipri! — — Ja, mein lieber Onkel! Nie hab' ich mich dieser Stelle deiner Geschichte erinnert, ohne zu weinen, dich und alle, welche ein Opfer dieser Ungeheuer geworden sind, zu beklagen. Selbst izt, da ich sie niederschreibe deine Geschichte, faßt's meine Seele, und dringt tief hinein, daß du unglüklich und elend geworden, herumziehen mustest, wie ein Verlassener, dem nirgends Trost ist. Fluchen möcht' ich deinen Verfolgern, daß sie einst das Selbstwesen so von sich verstosse,

walt unterwarfen, da herschte Zwietracht, Mord und Verwüstung unter allen Geschöpfen — ich wolte in den ersten Jahrhunderten vom Anfange der Welt gelebt haben. A. d. V.

stoße, wie ihr Fluch dich aus deinem Vaterlande verstieß! Aber nein, ich will folgen deinem Beispiele! Sie fluchten dir, und du hast sie gesegnet, und deswegen richte des Ungeschaffenen Wohlgefallen über dir, der von seinen Geschöpfen Ruthe handeln aber keinen — — fordert. — — —

Doch was sollen wir indessen thun? fragte mein Wärter. — Wahrlich mein Lieber, ich weis dir das nicht zu sagen. Dem's sein Herz nicht sagt, was er bei dem Schiksale meines Onkels thun soll, dem kann ich keinen Rath geben, und er mag indessen, bis ich wieder gefaßt genug bin, die Geschichte fortzuschreiben, mit seinem Fingern spielen, oder die Gedankenstriche zehlen. — — Das will ich thun, sagte mein Wärter, und fing an, seine Finger ineinander zu legen, und Haasenschatten an die Wand zu machen. Er lobte mich hernach für den guten Rath, sich die Zeit angenehm zu vertreiben, wenn man lange Weile hat; denn

er glaubte, man könne dies Mittel jederzeit brauchen, wenn man nichts besseres zu thun weis. Wirklich ist dieser Zeitvertreib aus manchen noch der beste; er bringt doch keinen andern Schaden, als den unbedeutenden Zeitverlust. Dir Herrn Moralisten können mir also danken, daß ich drei Theile von Geschöpfen eine Art von Unterhaltuug gelehret habe, bei der sie weniger Gelegenheit zum Laster haben. Was denn immer die Herrn Sittenverbesserer thun solten: etwas erfinden, was sie ohne Nachtheil an die Stelle desjenigen sezzen könnten, das sie aus den Handlungen der Geschöpfe ausgestrichen haben wolten.

Da mein Onkel seinen Schmerzen ausgeweinet hatte, ward es leichter in seiner Brust, und heiterer in seiner Seele. Er stand von dem Orte auf, wo er saß, und blikte noch einmal in sein Vaterland zurük, aber mit einem weit ruhigeren und mit sich selbst zufriedenem Blikke. Ich muß dich verlassen, sagte er, liebes Va-

terland, Geschöpfe, die sich Diener des Ungeschaffenen nennen, verbannen mich; aber es ist nicht meine Schuld, und das ist Trost und Stärke für mich. Mein Geist wird bei meinem Herumwandern ruhiger sein, als der ihrige, wenn anders das Bewustsein einer ungerechten, grausamen Handlung die Ruhe unserer Seele raubt, und die Tarespipri das Unrecht einer Handlung fühlen können. Leb wohl mein Vaterland. Gefilde; auf die ich oft munter und vergnügt einherwandelte, lebt wohl! Ihr meine Freunde und Anverwandte, in deren Armen ich die Seligkeit des Himmels schmekte, lebt wohl! Ich verlaß euch, als der rechtschaffenste — und gelehrteste Esel. Segen des Ewigen für euch, — und — für die Tarespipri!

Nun fragte er sich selbst, wohin er seinen Weg nehmen solte? Er sah von dem Berge in alle Gegenden umher, und beschloß endlich zu den Menschen seine Zuflucht zu nehmen. Man sagt so viel von ihrem Verstande, von ihren trefli-

chen Vorzügen, die sie vor den andern Thieren haben, dacht' er, daß es ganz sicher am besten bei ihnen zu wohnen sein wird. — — Hat dieser Vorsatz ihren Onkel nicht gereuet? — — Werden's sehen! Izt blieb er bei seinem Entschlusse, und stieg den Berg herab in das Land der Menschen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Diskurs zwischen mir und meinem Wärter.

Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, in den Geschichtskunden und Familienpapieren aufzufinden, was meinem lieben Onkel von dem Berge, wo er sich von seinem Vaterlande beurlaubte, bis in das Land der Menschen habe begegnen können; aber alles Nachforschens ohngeachtet nichts ausfindig gemacht. Selbst etwas zu der Geschichte meines Onkels hinzudichten, wäre wider Treu und Glauben eines ehrlichen Geschichtschreibers gehandelt. Freilich machens die Historikker der Menschen, und besonders die Biographen der Fürsten so; allein ich glaube, daß es besser sei, gar nichts zu erzählen, als den guten Leuten Fabeln statt der Wahrheit zu verkaufen. Da aber meine mit Gunst respektive Leser und Leserinnen doch gerne etwas le-

lesen wollen, und ich die Geschichte meines Onkels wenigstens einige Seiten aussezzen muß; so will ich ihnen einen Diskurs, der zwischen mir und meinem Wärter indessen vorfiel, herschreiben; und ich glaube sie alle aufs beste damit zu befriedigen. Im Grunde mag's ihnen gleich viel sein, ob sie das, oder jenes lesen, wenn sie nur etwas lesen können, um die plagende Langeweile wegzulesen. — Man liest ja aus keiner andern Ursache, meine Herrn und Damen? — Anders kann ich mir nicht helfen; denn er brauchte doch wenigstens einige Stunden, bis er von dem Berge zu den Menschen herab kam. Nun könnt' ich wohl auch gleich anfangen, ohne mich darum zu bekümmern, wie der Held der Geschichte an Ort und Stelle kam! Aber ich liebe die Ordnung, und kann's nicht leiden, wenn man sich erst zermartern muß, die Ursache; Wie ist er hingekommen? Warum? u. d. gl. mit vieler Mühe zu errathen. Wollen die Herrn und Damen den Diskurs nicht lesen, und lieber ein bischen schlafen, — ist auch ein gutes Mittel wider die Langeweile — so kann und darf ich nichts

dar-

darwider einwenden, sondern ich werde indessen Sorge haben, daß sie nicht in ihrer Ruhe gestöret werden.

Diskurs.

Wärter. Hab' nen grossen Gewissensskrupel, must mir'n auflösen.

Maulthier. Verkauf ihn den Advokaten und Richtern! Wirst viel Gutes thun; die Herrn bedürfen ihn am meisten, und haben gar keinen.

W. Kann's nicht begreifen, was du von 'nem Lande der Eseln schreibst.

M. Eben kein grosses Wunder. Ich hab' viele gekannt, die nicht einmal wusten, wo ihr Geburtsort liegt. Doch ich will deinen Gewissensskrupel auflösen.

W. 'S soll mir lieb sein. Verlang's auch nicht umsonst. Wirst immer 'nen halben Bund Heu mehr kriegen.

M. Ich thu's nicht deswegen. Nun horch einmal! Die Esel haben ihr eigen

Land,

Land, gar lieblich und schön — wenn ich die Charte da hätt' ich wollte dir's zeigen, wo's liegt.

W. Kann nicht Mariage spielen. 'S liegt wohl auf der Erde?

M. Etwas ober derselben, und man muß eine gute Stunde durch die Luft herabfahren, wenn man die Menschen besuchen will.

W. Will mir 'ne Luftkugel anschaffen.

M. Dieses Land bezogen die Eseln nach dem grossen Wasser, das die liebe Erde überschwemmt hatte, und Menschen und Thiere bis auf ein Männchen und Weibchen von jeder Gattung kaput machte. Der erste, der dies Land bewohnte, war eben der Stammvater meines lieben Onkels, Herr Lang-Ohr-i-a-ri-us, der, wie du dich aus dem Kapitel — ich weis nicht mehr welches — wirst erinnern können, seine Kinder sehr liebte, und daher, wie er wieder ein junges Söhnchen hatte, sehr in Furcht und Angst

war:

war: es möchte ein so grosses Gewässer kommen, und dies liebe Söhnchen wegschwemmen. Einem so grossen Unglükke vorzubeugen, war seine einzige Sorge, einen Ort zu finden, wohin das Wasser nicht dringen, und wo er in Ruhe mit seiner Familie in dem lieben Grase herumtanzen könnte.

Wie er einmal so in seiner Spekulazion verplumpft war, fiel ihm ein grosser Stein auf die Nase, und schlug sie blutig. Er war auf freiem Felde; sonst hätte er geglaubt, daß der Stein von einem Hause herabgefallen wäre. Aber so — ja da muste was dahinter stekken. Und richtig! Er bewies sich's klar, es müsse ober ihm ein Land sein.

W. Weis nicht wie ich das beweisen könnte.

M. Der Stammvater meines Onkels hatte bei den Jesuiten studiert, und war ein rüstiger Sillogistenschmid. Er that's also auf folgende Art: Steine hängen nicht in der Luft, sondern sind auf dem

festen Lande, sed von oben fiel ein Stein herab, ergo muß ober mir nicht blosse Luft, sondern festes Land sein. Die Major ist wahr. Die Minor ist durch die Erfahrung bewiesen; denn daß ein Stein herab fiel, bezeugt meine noch blutige Nase; und wenn beide ersten Theile eines Sazes wahr sind, so muß der Schlus auch wahr sein; ergo ist ober mir festes Land.

W. Versteh's noch nicht, wie's so bewiesen ist. 'Smag wohl sein, weil ich nicht bei Jesuiten studiert habe, das ich's nicht verstehe. — 'S muß aber doch wahr sein.

M. Es war auch wirklich so. Denn da Herr Lang-Or-i-a-ri-us mit seinem ergo fertig war, nahm er die Sehrohre hervor, durchspähte die Gegend, und entdekte etwas, das keine Luft zu sein schien. Nun schob er acht Sehröhre in einander, und sieh da er erlugte wirklich das schönste Land. Seine Freude über den neu entdekten Wohnplaz war ausserordentlich; daß er aber aus der

Ma-

Major und Minor richtig geschlossen hatte, darüber freute er sich noch mehr.

Im Taumel seines Vergnügens hüpfte er nach Hause, und schrieh, da er zur Thüre eintrat: Juhe, liebes Weibchen! Sei unbekümmert! Hab' einen Ort, wo ich, du, unser liebes Söhnchen, und die ganze zahlreiche Nachkommenschaft, die uns vom Ewigen versprochen ist, vor aller Uiberschwemmung sicher einhertraben können.

Izt weilte er nicht länger hienieden. Er pakte sein Hausgeräthe zusammen, und reiste in das neue von ihm entdekte Land: doch sagte er dem Menschen kein Wort davon, aus Furcht: sie hätten gerechte Ansprüche darauf, und möchten's ihm nach dem Natur-und Völkerrechte vor der Nase wegnehmen.

W. Ei, ei! Möcht doch wissen, wie er' nauf kommen ist?

M. Davon steht kein Wort in unsern Geschichtsbüchern. Aber die Tarespipri bürgen

gen für die Wahrheit der ganzen Historie — wer darf daran zweifeln?

Sobald er oben war, sah er erst, was er für ein schönes Land zubewohnen gefunden habe. Seine und seines Weibes Freude war so groß, daß sie voll von dieser Empfindung und dem wärmesten Dankgefühle gegen das ewige Wesen, welches ihnen diesen anmuthigen und gesegneten Lustort zu bewohuen gab, auf ihre Forderfüsse niederfielen, und ihre Wonne = Lieb = und Dankempfindungen, ergossen sich in das inbrunstvolleste Gebet.

W. Ei, ei! können Eseln auch beten?

M. Herr Lang-Or-i-a-ri-us —

W, Hätt wohl können Bisel'nen kürzern Namen haben.

M. Hast wohl recht, lieber Wärter; aber was den Menschen an der Länge der Namen fehlt, das ersezt bei ihnen die Menge derselben.

W. Auch wahr, könnt immer wegbleiben.

M. Herr Lang-Ori-a-ri-us zogen nun in diesem Lande herum, erwählten sich den schönsten anmuthigsten Ort, wo sie sich ein geraumes Hüttchen bauten, arbeiteten fleißig, und erfanden viel nüzliches um ihr Leben bequem durchzubringen. Der Stammvater meines Onkels pflanzte die ersten Reben schnitt die reifen Trauben vom Stokke, preste und kellterte den ersten Wein, trank ihn auch der erste, und — blieb nüchtern. Er hätte vielleicht noch manches nüzliches erfunden, wenn er sich nicht so sehr angestrengt hätte, daß er dabei sein Leben einbüssen muste.

W. Bedaure seine Herrlichkeit recht sehr.

M. Nach seinem Tode vermehrten sich die Eseln sehr bald. Sie wurden in sehr vielen Künste geschikt und lebten durch ihren Fleiß sehr glüklich, und auch, weil keiner was eigenthümliches hatte, so einig, so vertraut, so freundschaftlich,

so

G
Bayerische
Staatsbibliothek
München

so vergnügt und zufrieden, daß nie ein einziger verdrüslicher Augenblick die Freude ihres Herzens, ihre Ruhe und Zufriedenheit gestöret hatte.

W. Wollt' im Lande der Eseln sein!

M. Diese ihre Glückseligkeit dauerte aber nicht allzulange. Einige unruhige Eseln machten Partheien. Diese behaupteten, man müsse eine schwarze Haut haben, um glüklich zu werden; jene eine graue, diese eine braune, jene eine bunte. Jede Parthei machte sich neue Gesezze, nach welchen die Haut könnte schwarz, grau, braun oder bunt werden, und erwählte zum grösten Unglükke die arglistigsten, geldgeizzigsten, ruhmsüchtigsten und stolzesten zu Auslegen der Gesezze, und zu Anführern ihrer Partheien. Eine verfolgte die andere. Die graue die schwarze, die schwarzen die braune, die braune die bunte, und die bunte die graue.

W. Möcht' izt nicht im Lande sein.

Bayerische Staatsbibliothek München

M. So verfolgten sie sich sehr lange mit Feuer und Schwert. Bekamen sie einen gefangen, so war keine Marter gros genug, die er nicht dulden muste. Ihr Haß gegen einander wuchs mit jedem Tage, und stündlich suchten sie, ihre Rache zu befriedigen. Nicht das Verderben ihres Landes, nicht der Verlust ihrer Ruhe, nicht die frohe Idee ihrer vorigen Glükselichkeit heilte sie von dieser Thorheit. Sie waren so blind in ihrem Eifer, ihre Miteseln zu tödten, daß sie glaubten, dem Maitheon einen Dienst dadurch zu erweisen. Dieses war freilich nur der Glaube der Einfältigen, denn die andern hatten nur die Absicht, sich zu Tiranen über die anderen zu machen.

Die vielen Laster und das zum Himmel aufrauchende Blut flammte den Zorn des Maitheon an. — — "Ich will euch strafen (rief er in seinem Grimme) weil ihr aus geduldigen Geschöpfen, zu denen ich euch schuf, blutdürstende, euch selbst würgende Ungeheuer geworden seid!" — Und wahrlich seine Hand traf schwer die Unglüklichen.

W. Herr sei uns gnädig!

M. Zu eben der Zeit hatten die Menschen durch ein neues Verbrechen den Maitheon beleidiget. Mit einer allgemeinen Uiberschwemmung wollt' er sie nicht mehr züchtigen; er beschlos also, sie auf eine andere Art zu strafen. — — Mich haben (so sprach er zu den Herrscharen, die seine Maiestät in vollem Pracht umgaben) die Menschen und Eseln beleidiget. Die lezten sind des schönen wonnigten Lustortes unwürdig, den sie bewohnen. Ich will sie wieder auf die Erde verstossen! Da sollen sie, vermengt mit den Menschen, herumwandeln; und so will ich die **Eseln** durch die **Menschen**, und die **Menschen** durch die **Eseln** **züchtigen**. Eile, (befahl er einem der vornehmsten flammenden Geister, die seinen Thron in Lüften tragen) Eile! Veriage die Eseln aus dem Lande der Freude und Glükseligkeit! Verkündige ihnen meinen Fluch! Donre ihnen die Worte zu: **Ihr sollt unter den Menschen wandeln, ohne es zu fühlen, daß ihr Eseln seid, die eine grössere Glük-**

selig-

seligkeit geniessen könnten! die Menschen sollen zu ihrer Schande und zu ihrem Nachtheile euch ehren und bewundern; doch wird ihre Ehre, ihre Bewunderung euch weder Freude noch Zufriedenheit verschaffen. — — So schnell, wie der Bliz, fuhr dieser vornehme flammende Geist auf das Land der Eseln. Mit Zittern und Furcht vernahmen sie seine schrekliche Stime. Sie wollten um Gnade und Mitleiden flehen; da sie aber vorher gegen sich selbst keines hatten, so flehten sie vergebens. Heister di Peister waren sie auf der Erde unter den Menschen, wo sie noch heut zu Tage herumwandeln.

Kaum waren sie auf der Erde, so verloren sie nicht nur allein die Erinnerung an ihr voriges Glük; sondern auch die Selbsterkenntnis, wer sie sein? Sie wissen nun nicht, daß sie Eseln sind; sondern dünken sich Menschen zu sein. Die Menschen, die aus Strafe nicht wissen, daß sie die Eseln unter sich dulden, erzeugen ihnen Hochachtung, Ehrebietigkeit, und nicht selten auch die größte Bewunde-

derung, aber alles dieses hilft den Eseln nichts. Sie sind weder glüklich noch zufrieden; sondern suchen immer Glük und Zufriedenheit, und werden beides auch, so lange sie Eseln sind — welches sie wohl immer bleiben werden — nie finden.

W. Wundert mich nun gar nicht mehr, warum's so viel Eseln bei uns giebt.

In dem glüklichen Lande der Eseln sind zwar noch einige wenige zurükgeblieben, die sich von den Partheien nicht haben bethören lassen. Allein ihre Ruhe währte auch nicht lange: denn sobald sie sich vermehrten; so entstanden neue Partheien, die es so arg trieben, als die ersten. Maitheon, da er sah, daß weder Strafe, noch Belohnung die Eseln klug machen könne, ließ sie in ihrer Raserei, ohne sich mehr um sie zu bekümmern, und so leben sie izt, indem einer dem andern sein Leben sauer macht, und ihre Gelehrte sich unter einander zanken, für welche Parthei Maitheon die gröste Sorge bezeuge, und welcher er am meisten liebe. Maitheon lacht über ihre Thorheit, ohne

für sie zu sorgen, oder sie zu lieben. — — Bist izt wohl hinlänglich vom Lande der Eseln unterrichtet, lieber Wärter?

W. Vielen grossen Dank, Hab wirklich nicht g'glaubt, daß 'ne Geschichte der Eseln so merkwürdig sein könnte. Sollst aber g'wis'nen halber Bund Heu mehr kriegen, um dein schriftstellerisches Talent zu unterstüzzen. Ades! Leb wohl! Muß zu meinem Herrn Ades!

Dreyzehntes Kapitel.

Der blaue Esel ist im Lande der Menschen angekommen.

Ohngefehr nach einer Stunde, und fünf und fünfzig Minuten kam mein sehr werther Onkel glüklich frisch und gesund bei den Menschen an. Er trabte wohlgemuthet einem Dorfe zu, dessen zerstreute Hütten er auf einem Berge liegen sah. Einige hundert Schritte davon begegnete ihm der erste Mensch, der in ein langes, braunes grobes Kleid eingehüllet war, über welches noch ein kurzer Mantel von der nämlichen Farbe über die Schultern herabhing. Um die Mitte des Leibes band ein dikker weisser Strik das lange Kleid zusammen, der bis auf die Füsse herabfiel, die er paarfuß in Schuhen ohne Oberleder trug, welche mit zween etwas breiten Riemen an dem Fuß befestiget waren. Der Kopf stak in einem

nem oben zugespizten ziemlich langen Sakke.

Wohin? lieber Alter, fragte mein Onkel, der nun ziemlich nahe bei ihm war, und zugleich bemerkte, daß ein schwarzer Bart von dem Gesichte dieses Menschen auf den Strik, der um seinen Leib gebunden war, herabhing.

Der Mann sah ihn etwas ernsthaft an — mein Onkel glaubte gar, verächtlich und aufgebracht seiner Anrede wegen —

„Kennt ihr mich nicht, ungeschliefener Kerl! daß ihr mich so schlechtweg, lieber Alter; nennet?“

Ich bitte um Vergebung. Ich bin noch nicht lange in diesem Lande; hab' auch sonst noch keinen Menschen gesehen, als Sie; weis also nicht wie ich Ihnen begegnen soll, und wer Sie sind?

„Ich bin ein Kapuziner, erwiederte dieser, und habe; nebst Seiner Heiligkeit,

welche die Schlüsseln des Himmels verwahren, die höchste Gewalt auf Erden. Mir müssen die Teufel gehorchen, und auf meinen Wink die Körper der Menschen verlassen, die von ihnen gepeiniget werden; mit einem Worte, ich bin mehr, als alle Menschen, mehr, als — ein Engel.„

Mein sehr werther Onkel spizte gewaltig seine Ohren. Mehr, als alle Menschen, mehr, als ein Engel! so sprechen bei uns die Tarespipri auch. — — Was ist das, ein Kapuziner? lieber Herr!

„Ein Mensch, der sich von den Eitelkeiten der Welt völlig absöndert und sich nur mit geistigen Dingen beschäftiget. Der allen Begierden, allen Leidenschaften entsagt, weil diese für eine Seele, die Gott an Vollkommenheit gleich zu werden trachtet, unanständig sind; und der eben so viele geistliche Gewalt über die irdischen Geschöpfe und selbst über die Geistigen hat.“

Ein — Geist—licher? Stotterte mein Onkel diese Frage.

„Ja.„

Mein Onkel fing an, am ganzen Leibe zu zittern. Er dachte an die Tarespipri, und an seine Verbannung.

„Woher kommenSie? Sie sind fremd.„

Aus dem Lande der Eseln.

„Giebt's da auch Kapuziner?"

Eigentlich keine; aber wir haben Tarespipri, die Ihnen ganz gleich sehen, und auch so grosse Gewalt zu haben vergeben.

„Das ist falsch. Keiner, ausser wir allein, hat so viel Gewalt von Gott erhalten. — Was haben Sie für eine Religion?"

Ich bette einen Gott an, liebe ihn, danke ihm für alle Wohlthaten, liebe alle Geschöpfe, gönne jedem das Gute, das ihm Gott giebt, hasse niemanden, selbst

selbst mein Feinde nicht; handle recht-schaffen, weil ich ohne Tugend kein wahres Glük hoffe, und glaube, das alle Geschöpfe in das Wohnhaus meines Gottes kommen werden.

„Noch falscher. Keiner kann eingehen in das Haus Gottes, der nicht ausdrüklich glaubet, was wir ihm zu glauben befehlen; der seinen Nebenmenschen nicht verdamt, und hauptsächlich, der uns kein reichliches Allmosen giebt.„

O Tarespipri, Tarespipri, dachte mein Onkel, ihr gleicht euch in allen Ländern!

Wollen Sie sich nicht bekehren? Sie sind auf einem grossen Irrwege, der Sie der Verdammung zuführet, wenn Sie ihn nicht verlassen.“

Izt kam der Kapuziner meinem Onkel ans rechte Flekchen, der diese Gelegenheit hastig ergrif, um ihm zu zeigen, daß er gelehrt sei. Er bestrit die Meinungen des Kapuzinners mit Vernunft-

grün-

gründen; und dieser widerlegte ihn mit Stellen aus der Bibel, die mein Onkel nicht verstand. Sie zankten und stritten, bis Sie ins Dorf, und an die Wohnung des Pfarrers kamen.

„Folgen Sie meinem Rathe, sagte der Kapuziner hizig, ich sag's zu ihrem zeitlichen und ewigen Wohl. Ich will Sie auf die Bahn des Heils bringen; denn ich hab' schon viele bekehrt.“

Kann sein, sagte mein Onkel, aber mich werden Sie's gewis nicht, denn ich erkenne keinen Richter, als die Vernunft. Ich müste mich schämen, da ich die Tarespipri in meinem Lande mit Disputiren überwunden habe, und deswegen von ihnen aus dem Lande gejagt wurde, mich von einem Kapuziner bekehren zu lassen.

Werden's bereuen! und nun klingelte er an. Der Herr Pfarrer erschien, im grünen Schlafrokke und einem schwarzsamtnen Müzchen. Der Kapuziner tratt ein, und mein Onkel wollte ein gleiches thun. Was wollen Sie hier? fragte der

Herr

Herr Pfarrer. „Ich bin ein Fremder, antwortete mein Onkel, bin müde, und da mich die Nacht zwinget, hier zu bleiben; so möcht' ich gerne in diesem Hause einen Ort haben, wo ich meine Glieder ruhen lassen könnte. — — „Wer ist er den? fragte der Herr Pfarrer den Kapuziner.„— Est nequam pejor haeretico, maledictus Atheista, qui non credit et virtutem colit. — — Ihr seid ein Taugenichts, sagte der Herr Pfarrer, schert euch von meinem Hause weg, oder ich laß euch mit Hunden fortheʒʒen! Und nun schmieß er die Thüre zu.

Mein Onkel stand wie versteinert. Was er in diesem Augenblik dachte, weis ich wirklich nicht. Aber da er sich von seinem Erstaunen erholte, rief er aus: — sind das Menschen!

Sech-

Vierzehntes Kapitel

Wunderlicher Mann, den der blaue Esel antrift. Die Tarespipri segnen sich vor ihm aber meinem Onkel gefällt er. — Möchten ihn gerne kennen, — sollen das auch.

Vielleicht, sagte er nach einer kleinen Viertelstunde, vielleicht sind die Bewohner dieser kleine Hütten nicht so grausam, wie dieser Gottgeweihte Mann! Ich will's versuchen. Wenn man mir auch meine Bitte versagt, dann will ich mich hinlegen unter einen Baum, harren unter dem blauen Himmel, bis die Sonne die Nacht verscheucht, und ins Land der Eseln zurükkehren. Mögen die Tarespipri dann machen mit mir, was sie wollen. Ich will lieber von Eseln den Tod leiden; es wird nicht so schmerzen, als von Menschen, die sich rühmen, aus allen Geschöpfen die grösten Vorzüge zu haben.

Er nahte sich izt einer ganz kleinen Hütte, die von dem düstern Schein einer Lampe erleuchtet wurde. Mein Onkel klopfte ganz sachte an. Die Thüre ging auf. Ein hagerer Mann mit einer sanften und freundlichen Mine trat ihm entgegen, bot ihm liebreich die Hand, und fragte ihn, was er wolle?

Ich bin fremd, antwortete ihm mein Onkel, bin müde, und möchte einen Ort haben, um auszuruhen.

Sollen ihn haben, guter Freund, erwiederte der hagere Mann gefällig! Sollen ihn haben. Sie sollen mir, ob Sie gleich nicht von der Art Geschöpfe sind, wie ich bin, nicht aus diesem Lande, und vielleicht einer ganz andern Meinung, als ich, doch willkommen sein. Mit diesen Worten führte er ihn in die Stube.

Vier weisse Wände, ein hölzerner Tisch, einige Stühle, ein einfaches Bette und einige Bücher waren die ganzen Meubeln, und aller Pracht darin. — — Sezzen Sie sich, mein Freund! sagte der gastfreie

freie Mann. Ich will Ihnen auftischen, was ich habe. Sie können Ihren Hunger stillen, und dann auf diesem Bette ausruhen. Ohne erst zu warten, ob mein Onkel sich für diesen Antrag bedanken, ob er ihn annehmen, oder ausschlagen würde, ging er, holte ein schwarzes Brod aus dem Schranke, brachte eine Schüssel voll süsser Milch, und sezte es meinem Onkel vor. —— Laben Sie sich nun, und dann wollen wir zur Ruhe gehen! Der blaue Esel sprach kein Wort. Erstaunen und Bewunderung hatten sich seiner bemächtiget. Er aß, und warf einen dankenden Blick auf seinen wohlthätigen Wirth. Da er gegessen hatte, führte ihn der hagere Mann zum Bette. —— Gute Nacht! Ruhen Sie hier aus! Morgen wollen wir ein wenig zusammen schwäzzen. Gute Nacht! sagte er noch einmal sehr freundlich, und verlies ihn.

Mein Onkel legte sich nieder. Welch ein Mensch! sagte er zu sich selbst. Welch ein Mensch! — Wenn sie alle so wären! —Er schlief ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Muß eine Fortsezzung des vorhergehenden sein! denn meine respektive mit Gunst Herrn Leser und Damen Leserinnen kennen den wunderlichen Mann noch nicht ganz, und ich versprach es ihnen doch, ihn aufzuführen.

Da mein Onkel aufwachte war es noch sehr früh. Er stand am Fenster, und betrachtete mit einem süssen wonnigten Gefühle den schönen Morgen und die prächtig aufsteigende Sonne, als der freundliche Mann in die Stube trat. — „Guten heitren Morgen, lieber Fremdling! Sie haben zeitlich das Bette verlassen. Ich glaubte Sie noch im Schlafe zu treffen."

Grossen, vielen Dank, erwiederte mein Onkel. Vielen, vielen Dank für Ihre Liebe, für Ihre Güte! Ich habe ausgeruhet; und nun steh' ich so da; betrachte den lieben Himmel, wie er so schön ist, wie

die liebe warme Sonne mit ihrem glänzenden Golde alles erhellet, und alle Geschöpfe eines Gotes zur Arbeit und Thätigkeit aufwekt. — Der hagre Mann seufzte, mein Onkel fuhr in seinem Enthusiasmus fort: — Wenn ich mir nun so denke, wie sich das alles, alles für einander beschäftiget! Wie das alles so wirksam ist! Alles sich wechselsweise Hülfe nnd Wonne giebt. — Da, da faßt ein so sanftes, süsses Gefühl meine Seele, da strömt so was Glühendes durch all meine Adern, drängt so mein Herz, spannt alle meine Empfindungen höher, daß ich nichts als Freude fühle, Freude athme, Lust und Seligkeit überall um mich herum erblikke; aller meiner Leiden, der Verfolgung der Tarespipri, der unbarmherzigen Fühllosigkeit des Gottgeweihten Mannes vergesse; nur des Guten mich erinnere, und dem Gott danke, der ein so schönes Ganzes schuf, und mich zum Theil desselben bestimmte. — Der hagere Mann stieß einen lauten Seufzer aus. — Fühlen Sie nicht auch das, wohlthätiger Mann, fühlen Sie nicht auch das, wann Sie an jedem erwachenden Tage die purpurnen

Bergespizzen sehen? Wann Ihnen der frohe Morgengesang der Vögel aus dem Walde und vom Felde entgegen tönet? Wann die reine mit süsduftenden balsamischen Gerüchen von den mit Blumen durchwebten Fluren geschwängerte Luft ihre vom Schlafe noch trunkene Lebensgeister ermuntert? Oder wann Sie Abends unter dem Schatten der Bäume, die ihre dikbelaubten, fruchtragenden Aeste über Ihre Hütte ausbreiten, sizzen, die majestätische Sonne hinter den Bergen hinabsinken sehen, die Miriaden glänzender Welten am blauen Himmel schimmerd betrachten? Wann das sanfte silberstralende Auge der Nacht Ruh' und Erquikung auf die ganze schleummernde Natur herab blikt, und kühlende Abendwinde mit Ihren Lokken spielen? Fühlen Sie nicht auch das? — Der hagere Mann wischte eine Träne aus seinem Auge.

Nein, sagte er, nein, ich fühle das nicht, was Ihnen Ihre von dem reizenden Schauspiel der prächtigen Morgensonne erhizte Einbildungskraft vormalet. Zwar ist mir der Morgen, ist mir der

gestirnte Abend ein empfindungwekkendes Bild! ein Schauspiel woran sich meine ganze Seele weidet, und himmlische Seligkeit mit jedem Tropfen Blut durch meine Adern strömt. Aber wenn ich denke, daß Geschöpfe, die nur da sind, durch wechselseitige Bemühungen ihr Leben zu erleichtern, die diese schöne reizungsvolle Schöpfung sich noch anmuthiger machen, diese Erde zum wonnigsten Lustgarten Gottes umschaffen, und in die Tage ihres Daseins Himmelsseligkeit weben könnten, daß diese Geschöpfe Freude fühlen, sich einander die Bedürfnisse zu vergrössern; daß sie aus dem anmuthigsten Lustorte eine öde Wüste machen, und mit Gift und Galle jede Lebensstunde ihrer Brüder verbittern; dann drängt sich Wehmuth zu meinem Herzen, und die Wonnetråne, die bei dem schönen Morgen, dem heitern Abend in meinem Auge zitterte, schwemmen Trånen des Schmerzens und der Betrübnis weg. Mein Haupt, welches das Freudengefühl emporhebte, sinkt betrübt auf meinen Busen, und der Gedanke, daß wir glükliche Geschöpfe håtten sein sollen, und durch uns selbst elend sind, erfüllt

meine Seele mit Bitterkeit. Tränenn quollen izt häufiger aus seinen Augen, und flossen über seine Wangen auf seine Brust.

Die Reden dieses Mannes erneuerten meinem Onkel das Bild seines vorigen Standes, seiner genossenen Zufriedenheit, und daß er izt arm, verlassen, aus seinem Vaterlande verbannt herum irren müsse, und Thränen traten auch ihm in die Augen. Sie haben recht, sagte er. Der Gedanke, daß man duch seine Mitgeschöpfe unglüklich ist, verdrängt das angenehme Bild der Freude aus unsrer Seele, und jedes Wonnegefühl unsers Herrzens wandelt sich in herbe Traurigkeit um. Auch ich fühl' es, daß ich nie vollkommen heiter und zufrieden sein kann, weil mich meine Mitgeschöpfe unglücklich und elend gemacht haben, Aber Sie, der Sie ein Mensch sind, was soll Sie in der Seligkeit Ihrer süssen Lustempfindungen stören? Die mit so vielen grossen Vorzügen begabten Menschen können ja einander nichts, als glüklich machen.

„Sie

" Sie könnten es, seufzte der hagere Mann, sie sollten es, aber sie machen es nicht! Glauben Sie mir, mein Freund, wenn sie das von den Menschen denken, so täuschen Sie sich in dem Gemälde von ihnen. Die Menschen sind das gar nicht, was sie durch ihre Vorzüge sein sollten. Wenn sie länger unter ihnen herumzuwandeln gedenken, so werden Sie's erfahren, und oft kaum glauben, daß das Menschen sind. "

Es ist mir also sehr leid, daß ich meinen Weg hiehernahm, sagte mein Onkel.

" Sie haben recht. Wer die Menschen vermeiden kann, thut wohl, ihnen auszuweichen; und glüklich, dreimal glüklich ist der, der sich so von ihnen absöndern kann, daß ihm auch sogar der Schatten eines Menschen unbekannt bleibet. Es giebt zwar noch welche gute, rechtschaffene Menschen. Aber wie gering ist ihre Zahl unter einem so grossen fast unzählbaren Haufen! Und wenn man diese wenige finden will, so muß man selbe in den Hütten suchen, vor denen die erhabenen

grossen Erdensöhne mit Abscheu und Spott zurüktreten, und mit Verachtung auf sie herabblikken."

Da ich nun schon einmal da bin, so will ich mich ein wenig unter ihnen umsehen.

"Auch daran thun sie wohl. Menschenkenntnis wird ihnen nicht ganz unnüz sein, und Ihnen zu mancher wichtigern Lebensregel dienen: nur nehmen Sie sich wohl in Acht! Diese Kenntnis fordert Mühe und lange aufmerksame Beobachtung, und sehr oft muß man diese Erfahrungen mit seinem ganzen Glükke erkaufen. Ich will, so viel, als ich die Menschen kenne, sie Ihnen schildern. Aber in der Stube ist die Hizze zu gros. Wir wollen die reine Gottesluft im Garten geniessen und uns unter den Schatten der Bäume lagern. Da wollen wir, wenn es Ihnen nicht zur Last fällt, etwas mitsammen plaudern. Ich will Sie, wenn Sie mich anders Ihres Vertrauens würdig finden, bitten, mir die Zufälle zu erzählen, welche Sie aus Ihrem Vater-

lan-

lande getrieben haben. Vielleicht kann ich Ihnen einige Lehren geben, damit Sie sich nicht das zweitemal durch das nemliche Vergehen noch unglüklicher machen. Glauben Sie mir! Ihre Mitgeschöpfe haben Sie nur aus dem Lande gebannet; sollten sie aber noch einmal so etwas unter den Menschen sündigen, so würden diese Sie ganz gewis aus der Zahl der Lebendigen vertilgen; denn aus allen Thieren ist der Mensch das grausamste. Auch sollen Sie meine Geschichte hören. Vielleicht daß Sie darin manche Belehrung nüzzen können, was Sie unter den Menschen zu thun haben.

Beide giengen izt in den Garten, der zwar ganz einfach, ganz Natur, aber doch schön war, weil die Natur bei dem wahren gefühlvollen Kenner, dessen Geschmak noch unverdorben ist, immer den Vorzug vor der Kunst behält. Blumen, wie sie die Jahrszeit, der Boden, das Klima hervorbrachte, blühten in einer scheinenden unordentlichen Ordnung unter dem hohen Grase hervor und balsamten die Luft. Bäume, nicht in Reihen geordnet,

nicht in gekünstelte Gänge getheilet, aber die mit kühlendem Schatten den Müden, der unter ihren Aesten ausruhte, bedekten, und deren schmakhafte Früchte durch das dikke Laub blinkten, Aug und Gaumen ergözten, kühlten den Lustwandelnden, und erregten durch ihr feierliches Dunkel einen heiligen Schauder in seiner Seele. Wo der Schatten am dikkesten herabfiel da warfen Sie sich ins hohe Gras hin, und der hagere Mann — — — Ei, ei, das ist gewis ein Menschenfeind! Haben uns, Herr maulthierischer Schriftsteller, mit einem saubern Kerl bekannt gemacht. Haben Sie denn keines von unsern Büchern gelesen, die so voll Menschenliebe sind? — Hab sie gelesen! Aber — Nun was aber? Haben diese hochgelehrten Herren nicht recht? — O Ja! Nur wenn ihre Bücher lerer an Menschenliebe ihre Herzen aber völler wären.

Sechzehntes Kapitel.

Etwas, das die Leser schon wissen, und etwas, das sie leider noch nicht wissen, und doch alle wissen sollten.

Mein Onkel begann seine Geschichte mit sehr zierlichen Worten. Er fieng erstens an, von seinem alten Adel — den das war ein Fehler meines Onkel, daß er sich viel darauf zu Guten that — mit vielem Feuer zu sprechen, und vergaß nicht, dem hagern Manne zu beweisen, daß kein anderer Esel, als nur er allein, den Ursprung seiner Familie von dem ersten Stamvater aller Eseln herleiten könne. Nachdem er zwo Stunden von der Menge seiner Ahnen, den Thaten seiner Vorfahrer, ihren Verdiensten, und dem grossen Ansehen, worin alle gestanden, sehr oratorisch gesprochen hatte, so kam er auf sich selbst: und nun dauerte die ganze Geschichte keine Viertelstunde mehr. Denn sobald der Umstand wegen der Vermählung seines Vaters, seiner Geburt und seiner Erziehung erzählet war, so

wu-

wuste er von sich selbst nichts mehr zu sagen als: er habe gelebt, gegessen, getrunken, geschlaffen, niemand beleidiget, den Armen Gutes gethan, und endlich — über die Geseze der Tarespipri gespottet, wofür ihn diese auch zum Lande hinausgejagt haben. Mein Onkel erwartete den grösten Beifal von dem hagern Manne, und schlos seine Geschichte mit diesen Worten: **Hier haben Sie alles, was ich von meinem ruhmvollen Leben weis.**

Der hagere Mann lächelte bei dem Schlusse der Erzählung. Lieber junger Freund, sagte er, Sie haben mir zwar die ruhmvollen Thaten ihrer Ahnen erzählt, und ich gestehe Ihnen, daß diese sehr viele Verdienste hatten, aber ich habe nichts so ausserordentlich ruhmvolles in Ihrem Leben gefunden: Sie müssen nur dieß dafür halten, daß Sie öffentlich über die Geseze der Tarespipri gespottet haben, welches doch jeder andere gemeine Esel auch thun kann. Sie haben also unrichtig ihre Erzählung geschlossen. Doch gefällt Sie mir nichts destoweniger.

Nicht,

Nicht, als hätt' ich etwas darin gefunden, das zu ihrem grossen Ruhme gereichen könnte, sondern der Aufrichtigkeit wegen, da sie nichts Grosses hinzugedicht haben, welches so viele thun, deren Leben oft noch weniger rühmlich ist, als das Ihrige.

Mein Onkel stuzte gewaltig über diese Anrede, die so sehr wider seine Erwartung war. Wie, mein Herr, sagte er, kann ich die ruhmvollen Thaten meiner Vorfahrer nicht auch, als die meinigen betrachten? Und kann ich nicht aus dieser Ursache mit allem Rechte behaupten: mein Leben sei ruhmvoll, weil es das ihrige war?

" Sie sind unrecht berichtet, erwiederte der hagere Mann. Dieser Glanz, der von den ruhmvollen Thaten Ihrer Ahnen auf Sie zurükfällt, ist so schwach, daß man ihn kaum bemerket, wenn Sie seine Stralen nicht durch ihre Selbsthandlungen beleuchten. Wir können auf keinen andern Ruhm Anspruch machen, als den wir uns selbst erwerben; der andre ist

nur

nur geborgter Schimmer, den wir nicht für den unsrigen ausgeben können; eben so wenig als der Mond sagen kann: er erleuchte die Erde mit seinem Lichte.„

Mein Onkel wollte das nicht zugeben, und ergrif sehr hastig die Gelegenheit, den hagern Mann durch das Gleichnis von dem Monde sehr wizzig zu wiederlegen. -- Aber doch, fiel er ein, leuchtet der Mond, und alle Geschöpfe lustwandeln gerne in seinem sanften Scheine; ja sie ziehen ihn noch dem brennenden Glanze der Sonne vor. Er glaubte der hagere Mann würde ihm nichts darauf antworten können; und darum wollte er schon seines Sieges wegen ein Triumphgeschrei erheben, als ihm dieser sehr sanft antwortete.

" Sie haben recht. Der Mond leuchtet, aber so schwach, daß man mit unbewafnetem Auge sein Licht ertragen, und alle seine Flekken bemerken kann. Jeder darf kühn zum Mond hinaufblikken, ohne zu fürchten, daß dessen Glanz seine Kühnheit bestrafen werde. Wer kann das in der Sonne thun? Der Mond leuchtet,

mein Freund, aber sein Glanz erwärmet uns nicht. Sein Licht ermuntert kein Geschöpf, sondern schläfert sie alle ein: Anders verhält es sich mit der Sonne: Ihr erwärmender Stral belebt alles: Kaum bepurpert sie die Bergespizzen, so strömt neues Leben durch die ganze Natur; sie erwekt alles zur Thätigkeit, und giest Freude urd Entzükken in den Busen aller Geschöpfe; und die Ursache davon? weil sie keinen geborgten Schimmer hat; sondern mit eigenem Lichte alles erhellet. — Wollen Sie noch eine fernere Anwendung von diesem Gleichnisse machen? fragte er etwas scherzhaft."

Der blaue Esel schwieg. Er fühlte; daß sein Wiz bei dem hagern Manne nicht auf die Beine kommen könne, weil ihn ein einziges Wort von ihm immer wieder auf den Boden drükke; doch wollt' er seine Sache noch nicht aufgeben: — — Gestehen Sie mir wenigstens, daß die Dreistigkeit, die ich hatte, über die Geseze der Tarespipri öffentlich zu spotten, gewis eine That war, die den grösten Ruhm verdienet:

" Oh-

„Ohne Zweifel, entgegnete der hagere Mann mit einem etwas beissendem Lächeln. Es ist eine so ruhmwürdige That, zu welcher man nur viele Tollkühnheit und etwas Unverstand brauchet.“

Ich sehe, sagte mein Onkel, etwas aufgebracht, Sie wollen das nicht für ruhmwürdig halten, was ich dafür nehme.

Der hagere Mann drukte ihn sehr sanft bey dem rechten Förderfuß. — „weil ich lieber junger Freund, gerne will, daß Sie ins künftige so handeln sollen, um mit Recht Ruhm zu verdienen, welches aber nie geschehen würde, wenn ich Sie in dem Irrthum ließ, dasjenige für rühmlich zu halten, was Sie glauben, daß es wirklich sei. Lassen Sie sich nicht von einem falschen Glanze blenden! Lassen Sie sich nicht von dem Lobe einiger Wizlinge hinreissen, welche gemeiniglich das loben, was uns schmeichelt. Wiz, mein Freund, kann den wahren Ruhm nie bestimmen; dieses kann nur allein die Vernunft. Sie haben gute Eigenschaften, Sie haben Talente und Wissenschaften, Sie haben einen

nen Geist, der zu grossen Thaten fähig ist; aber auf der Bahn, die sie betretten haben, werden Sie den wahren Ruhm verfehlen. Sie müssen einen andern Weg einschlagen, wenn sie ihn erreichen wollen."

Aber die Wahrheit öffentlich bekennen, sie dreist gegen so mächtige Feinde vertheidigen. —

"Ist allerdings rühmlich, wenn es mit gehöriger Art geschieht; aber nicht so, wie sie es gethan haben. Spott ist kein Wehr, die Wahrheit zu vertheidigen, wenn die Sache ernsthaft ist; er dient nur dazu, dasjenige lächerlich zu machen, das mit keinen vernünftigen Gründen widerlegt zu werden verdienet. Dasjenige, worüber Sie gespottet haben, ist zu ernsthaft, zu wichtig, uud fordert daher gründliche Untersuchung, vernünftige Widerlegung."

Aber wie vielen Geschöpfen kann man eine gründliche Widerlegung begreiflich machen.

„Freilich sehr wenigen! Es ist aber auch die Frage, mein Freund, ob es gut sei, allen Geschöpfen, das, was man Irrthum nennet, zu nehmen? Ich glaube wenigstens, daß es Irrthümer gebe, die man einem grossen Theile von Geschöpfen lassen soll, sobald sie ihre Beruhigung darin finden, und so lange man ihnen nichts bessers an die Stelle der sie angenehm täuschenden Irthümer sezzen kann. Und dies ist der Fall bei den Meinungen der Tarespipri. Sie sind für die meisten Menschen ein beruhigender Irthum, und warum soll man ihnen den nehmen?"

— Wenn diese Meinungen und Vorurtheile schädlich sind?

„Dann wär' es freilich sträfliches Stillschweigen, welches man beobachten würde. Aber die schädlichen Vorurtheile ausrotten, kann nur die Vernunft, oder vielmehr die Verordnung der Fürsten, nicht der Spott."

Wenn

Wenn aber die meisten Menschen, die Vernunft nicht hören wollen, oder wohl gar nicht können.

„Ich hab Ihnen schon gesagt, die Vorurtheile auszurotten, sei mehr für Fürsten, deren Ansehen ihnen zu Hülfe kömmt, als für einzele Geschöpfe. Sie können es leicht, wenn sie solche Diener bestellen, die den gemeinen Haufen von der Schädlichkeit seiner Vorurtheile durch Beweisgründe aus der Erfahrung hergenommen, überzeugen. Deren Pflicht ist es über die Meinungen und Geseze der Tarespipri zu wachen, und dasjenige abzuschaffen, was entweder dem Ganzen, oder auch nur einzelnen Theilen schädlich ist. Meinungen aber die sich zum Nuzzen und Schaden gleichgültig verhalten, und worin der gröste Haufen eine Art von Beruhigung findet, würd' ich rathen, ungekränkt zu lassen. Warum soll ich einen in seinem Traume stören, darin er glüklich ist? Er träumt freilich: aber er würde unglüklicher sein, wenn er wachte; also laß man ihn träumen!“

So wär' es ja gut, wenn wir alle träumten.

"Vielleicht wär' es wirklich recht gut. Und wer weis, ob nicht selbst das, was wir für Wachen halten, wirklich nichts anders, als Traum sei? Ich wenigstens glaube, daß wir auf dieser Erde mehr träumen, als wachen; und daß wir erst jenseits des Grabes anfangen werden, aus unsern Träumen aufzuwachen."

Traum ist ein Irrthum; so müssen wir uns also nie aus dem Irrthume herausreissen; und die Wahrheit ist für uns ein unnüz Ding so wie die Vernunft.

"Nicht das, junger Freund, nicht das wollt' ich gesagt haben, sondern nur: dem die Wahrheit nicht ganz hell, dessen Vernunft nicht ganz vom Schlaf erwacht ist, dem sei es besser, er träume. Halbe Wahrheit ist Zweifel, und Zweifel ist das unglüklichste Loos, das ein Geschöpf aus dem Topfe des Schiksals ziehen kann. Der Zweifler wird von einer beständigen Unruhe, wie ein mastloses Schif vom

Sturm

Sturm, herumgetrieben, und findet nirgends einen Hafen, wo er ruhen kann. Der ist ein Feind desjenigen, der ihm die Wahrhiit nur halb giebt; es wår' besser, er hått ihm die andere Hålfte auch verborgen gehalten. Selten kann mir ein anderer die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte zeigen. Einige Stralen von ihr kann er mir wohl mittheilen, aber nicht ihr ganzes Licht; und was nuzzen mich einige Stralen, da sie mich unglůklicher machen, als ich vor in meiner Finsternis war? Was nůzt es dem Blinden, eine Viertelstunde den Tag zu sehen? die Erinnerung schmerzt ihn dann nur noch mehr, daß er ihn sah, und izt doch wieder in der Nacht wandle. Ja, mein Freund! es ist eine fruchtlose Unternehmung, einen die Wahrheit ganz zu zeigen. Kann ich ihm meinen Geist mittheilen? und wenn ich das nicht kann; wird er die Wahrheit so fassen, wie ich? Nimmermehr! Es sind nur wenige, die die Wahrheit ganz begreifen kőnnen; und die dieses kőnnen, finden sie, ohne die Hůlfe eines andern. Wer vom Zweenten den Fingerzeig erwartet, wo er die Wahr-

heit suchen soll, bleibe zu Hause, denn er wird sie nie finden.

Wahrheit ist ein Kind der ächten Vernunft; Wiz zeugt den Zweifel. Die ächte Veruunft beschäftiget sich im Stillen mit sich selbst, und sucht im Verborgenen die Wahrheit. Der Wiz beschäftiget sich mit andern. Er drängt sich hervor, und sucht nur öffentlich zu glänzen. Darum ist ächte Vernunft und ihr Kind, die Wahrheit, so wenigen bekannt. Sie zeigt sich nicht selbst; sondern will gesucht sein, und der sie, gefunden hat, behält sie für sich, weil er weis, daß sie mühsam zu suchen ist, und sich nicht einem jeden zeigen läst. Der Wiz bietet sich selbst jedem an. Er verbirgt sich nicht so, wie die Vernunft; darum wird er auch von mehreren gekannt, und von denjenigen, die das edlere kostbare Gut, die Vernunft nicht kennen, für selbe gehalten. Daher so viele Zweifler, als Wizlinge. Sie haben gehört, das Wachen besser sei, als Träumen. Sie wollten sich herausreissen, und konnten's nicht. Ihr Wiz überredet sie, daß sie wachen und doch sind sie itzt ärger

da=

darun, als zuvor; denn sie wähnen, daß sie glüklich wachen, und träumen doch unglücklicher, als jemals."

So hätten wir sehr wenig Wahrheit in der Welt.

"Wirklich, die haben wir. So wenig, daß die meisten nicht einmal wissen, was Wahrheit sei! Glüklich ist derjenige, der sie gefunden hat. Seine Tage fliessen in einer heitern ununterbrochenen Ruhe der Ewigkeit zu, und er verläßt diese Welt mit einem so muntern Geiste, als ein Gefangener seinen Kerker; weil er versichert ist, daß sich ihm eine neue Szene der seligsten Freude öfnet, die ihm unumgänglich nothwendig werden muß, da er für sie geschaffen ist. Ruhe, mein Freund, wahre, heitre Seelenruhe ist das Zeichen, die Wahrheit gefunden zu haben. Sie läßt nicht das geringste Merkmal einer Unruhe nach sich. Alles ist gleiche stille Fläche, wie der Rükken eines Sees, wenn kein Lüftchen über ihn dahin rauschet. Wo nicht Ruhe ist, wo noch der geringste Zweifel gegen etwas aufsteigt wo noch etwas dunkel unsrer Seele bleibt

da ist auch nicht vollkommene Wahrheit; denn sie ist heller, als die Sonne, und vor ihr verschwindet alle Finsternis. Wenige selbst unsrer gepriesenesten Weisen haben die Wahrheit gefunden. Ich kenne nur einen einzigen, und noch einen. Jener muste sterben, weil er die Wahrheit fand; dieser war verachtet, und sein Leben flos kümmerlich im Mangel des nothdürftigsten dahin. Aber doch — O ihr seligen Weisen! — Doch war kein Sturm in ihrem Herzen. Ruhe, heitre Seelenruhe umgab sie. Jener lächelte da er den Tod trank; und dieser hauchte, lächelnd an der Seite seiner Gattin sein Leben aus; beide starben so ruhig, als sie gelebt hatten.

Viele wollen uns zwar überreden, daß sie die Wahrheit gefunden haben; aber ihr Herz straft ihre Zunge Lügen, und der, welcher weis, was Wahrheit ist, spottet ihres Pralens. Sie sind ein Spiel der Winde, wie alle Geschöpfe. Werden umhergetrieben von Zweifeln und Leidenschaften, wie ein schwaches Rohr von der glirrenden Windsbraut, und schwanken,

ken, wie die schwache Aehre. Gleusende Worte wollen sie für Wahrheit geben. Die Thoren! Als wenn Wahrheit in Worten, und nicht vielmehr im Handeln bestünde! Sie kennen nicht einmal die Zeichen der Wahrheit. Würden sie das, und dann die Hand aufs Herz, das Licht ihres Geistes geprüfet, nachgeforscht ob da Ruhe, hier alles helle, nichts dunkel ist, kein Zweifel mehr? — O sie würden, sie müsten sichs beschämt gestehen, daß sie nicht wissen, was Wahrheit sei! Und diese wollen andern die Wahrheit zeigen! Wollen zurufen ihren Mitgeschöpfen: Höret auf zu träumen, und wachet mit uns! — Thoren, mehr als Thoren, neidische Bösewichter, die nicht gönnen andern, glüklich zu träumen, weil sie selbst in ihrem eingebildeten Wachen unglüklich sind. O laßt, laßt träumen alle die nicht wachen können! Es ist ihnen besser so. Wie wolt ihr ihnen zeigen, was in Wahrheit wachen heisse, da, ihr selbst die Wahrheit nicht kennet! "

Sebenzehntes Kapitel.

Eine kleine Erholung bei der Mahlzeit

Meine hochgeehrtesten Leser werden einsehen, daß während der Erzählung meines Onkels und der Anmerkungen des hagern Mannes die Zeit ziemlich schnelle fortgerükt sein müsse; daß es nicht weit vom Mittage sein konnte; daß man sich hungrig erzählet und den Magen ziemlich leer philosophiret; sie werden's also meinem viel theuren Onkel und dem hagern Manne verzeihen, daß der Hunger sie beide — aus ihrem Traume aufgewekket, in welchen sie versunken waren, und in die Stube geführet hat, wo sie, so viel nemlich ein Philosoph vermag — das gewis nicht viel ist, eine kleine Mahlzeit einnehmen. Die Beschreibung von dem Mittagsmale selbst werden sie mir gnädigst in Gnaden erlassen; denn was könnten sie wohl schmakhaftes an einer Tafel finden, wo weder

Raguts, noch andere kostbare Gerüchte aufgetischet wurden. Ich will ihnen also lieber die Zeit gönnen, sich für die magre Beschreibung die ich ihnen davon machen würde, an einem guten und prächtig besezten Tische schadlos halten zu können, und ihnen aus dem Grunde meines Herzens einen guten Appetit wünschen. Indessen — wahrlich man schreibt sich auch hungrig, welches mancher Schriftsteller durch die Erfahrung beweisen kann — werd' ich mich auch umsehen, was mein lieber Wärter, welcher mein grosgünstigster Patron und Mäzen ist, für mich in die Krippe gelegt hat. Lassen Sie sichs' also alle recht wohl schmekken, und der Himmel gebe ihnen allen einen so starken Appetit, als ich habe, — da müsten sie auch alle Schriftsteller sein, wie ich! — — — —

Eine

Eine Note.

Die zum Ende des siebenzehnten Kapitels gehört, vom Herausgeber dieser Geschichte für alle, die noch keine Lust zum Essen haben.

Ich mache sehr ungerne Noten zu einem Werke, denn immer fallen mir Rabeners Noten ohne Text bei. Aber diesmal kann ich der Versuchung doch nicht widerstehen, eine ziemlich grosse Note herzusezzen. Erstens macht der Verfasser auf zwo Seiten nichts, als Querstriche — vermuthlich um dadurch den Zwischenraum der Mahlzeit auszudrükken. — und da denk' ich: es ist doch Schade um's Papier, daß man es nur mit Querstrichen anfüllen soll. Zweitens möcht' ich die Leser doch auch gerne überführen, daß ich im Stande sei, und soviel Geniekraft habe — schwarz auf weis zu klekken. Ich hatte mir freilich einmal vorgenommen, ein kleines Büchlein fein sauber gedrukt für baare sieben Kreuzer herauszugeben; aber, wie

's halt geht! ich hatte den Einfal, so spät, daß mir hierin andere grosse Genies schon vorgekommen sind, die so trefliche Werke herausgegeben haben, daß izt kein ehrlicher Schuster und Schneider mehr seine sieben Kreuzer dafür auslegen will, so sehr ist schon ihr Magen durch die geistreichen Essenzen dieser grossen Genies verdorben. Ich muste also mein Büchlein unterdrukken, welches gewis Jammer und Schade ist. Denn, bei Gott, wär' es herausgekommen, ich hätt 's mit Till Eulenspiegel und noch mehreren treflichen Büchleinschreibern aufnehmen können. Dies nur zum Eingang der Note.

Es sind in unsern Tagen Schreibsler aufgestanden, die einen mächtigen Beruf in ihrem Magen fanden, die Lehrer des Volks durch ihr Schreibselzeug zu werden. Sie überdachten was ohngefehr solche Geister, wie sie, nöthig haben, um zu schreiben? Und fanden nach reifer Uiberlegung, daß nichts, als Dinte, Feder, Papier und ein Paar gesunde Finger hierzu erfodert werden. Da ihnen die gütige Natur alles dieses ertheilt hatte, so

sezten sie sich nieder, und fingen das Schreib-selwerk mit Freuden an; lasen, was sie fabriziret hatten, und fanden alles gut; denn welches Genie soll das nicht gut finden, was es gemacht hat? Nun gaben sies in Druk, und dann in die Hände der Leute für baare sieben, zehn, siebenzehn Kreuzer, nachdem einer viel oder wenig Bogen fabriziret hatte; denn der Werth ihrer Büchleins besteht in der Bogenzahl. Das Ding ging ab, wie warme Semmel; und nun war des Fabrizirens kein Ende; weil der Magen, durch den ihre Geniekraft bestimmt wurde, seine volle Rechnung dabei fand. Allein so sehr ihr Magen befriediget wurde, so wenig ward es der Geist der Leser, denn man mochte das Büchlein betrachten von welcher Seite man wollte, — und, sieh da, es war alles leer! Dies gab nun dem Beutel der Käufer eine dem Magen der Schreibsler entgegengesezte Richtung, und von dem Augenblike an trafen beide nicht mehr in eben demselben Punkte zusammen. Vergebens warfen sie ihre Angel aus, und hingen allerhand prächtige Titel zum Köder aus. Es biß kein Le-

ser an; sondern ging bei dem Büchlein vorüber, wie der Priester und Levite bei dem Verwundeten, ohne dem Schriftstellerlein zween Groschen zu geben, damit er Oel *) auf seinem hungrigen Magen giessen könnte. Da erhob sich ein Jammer und Wehklagen unter dem Volke; das man Schreibsler nennt, und mit Schmerzen muste es sein kostbares Werk, welches seine Finger ausgebrüttet hatten, in den Kaufläden zu Düttchen, und auf dem Käsetische alter Weiber zum Käse einwikkeln verbrauchen lassen. Und der Ruhm des Schreibslervolks erlosch; oder wo er noch lebt, läßt er einen garstigen Geruch nach sich.

Ein gewisser philosophischer König sagte: Er hätte einen Dichter gekannt, der ihm nicht zween seiner Verse für sein ganzes Königreich überlassen hätte. Soll man sich nicht wundern, wie dieses Völklein seine sämtlichen Werke per Bausch und Bogen Käseweibern und Krämmern für eini-

*) Oel heist im schwedischen Bier, auch im englischen, nur wird es da ale geschrieben. A. d. H.

einige Groschen überlies? Allein der Dichter ward nicht durch seinen Magen zum verseln bestimmt; und darum hat er auch seine Verse keinem Könige überlassen können. Wie aber dieses Völklein durch den Magen zum Schreibseln bestimmt wurde; so wurd' es hernach durch eben den Magen bestimmt, das ganze Schreibselzeug per Bausch und Bogen wegzugeben, dem's nur immer beliebte. Uibrigens ist nichts richtiger zu beweisen, als daß die Menschen durch ihren Magen zu allen Handlungen bestimmt werden. So paradox dieses scheinen mag, so läßt sich auf Gottes Erdboden doch nichts leichter thun, als die Tugenden der Menschen sowohl, als ihre Laster auf den Magen zu reduziren. Diese Redukzion hat einer meiner Freunde in einem Buche, das sich nennt die krimmische Tarterei, sehr gründlich bewiesen. Ich hätte denn Mann küssen mögen, da er mir das Kapitel vorlas, wo er so übereinstimmend mit mir gedacht hat. Ich will also alle, die sich davon nicht überzeugen können, auf das Buch meines gelehrten Freundes verwei-

sen

sen *) und zu dem Volke zurük kehren, das sich Schreibsler neunt.

Weisheit ist ein seltenes Gut, sagt der hagere Mann, und behauptet, daß wenige diesen Stein der Weisen finden. Ich wette das Schreibslervolk straft den hagern Mann einer groben Lüge. Jeder von diesem Genievolke behauptet; er habe Wahrheit auf seiner Werkstatt fabriziret, wie kann also Wahrheit ein so seltenes Ding sein? Aber ich wette auch, würde man einen von diesen dienstbaren Geistern fragen: Was istWahrheit? Er würde da stehen, an der Feder käuen, und nicht

*) Noch weis ich nicht, ob der zweente Theil dieses Buches gedrukt ist. worin dieses Kapitel steht. Ist er es nicht; So seben sie es, mein Freund, als eine Auffoderung an, der Welt ihre Werke nicht länger vorzuenthalten. Machen sie sich bekannt, und lassen Sie ihr Vaterland eben so stolz auf sie sein, als stolz auf Ihre Freundschaft ist der Herausgeber. — Er ist nicht mehr der rechtschaffene und edle Mann. Er starb, weil er bieder war — aus Elend.

wissen, was er gefragt wurde; oder er gäbe sehr gelehrt zur Antwort: Wahrheit ist Wahrheit, — — Uud du, der du nicht weist, was Wahrheit ist, wie kannst du auftreten, und andern die Wahrheit zeigen wollen! Wie kannst du tadeln, und das Traum nennen, da du selbst noch schlafest! Hast du schreiben gelernt, so gehe hin, schreibe dir vor deine Stirne, du weist nichts! und sei nicht tollkühn, oder unverschämt zu schreiben: du weist alles! Was heist wissen? Beantworte diese Frage, wenn du kanst! Und kannst du's nicht; so weist du nichts; und weist du nichts, wie willst du die Wahrheit gefunden haben, die nur durch die vollkommenste Weisheit erzeuget wird? Hast du gelesen die Geschichte des menschlichen Wissens? Hast du von Jahrhundert zu Jahrhundert durchgegangen, was ausgebrüttet worden ist vom menschlichen Gehirn? und nun sage mir, was hast du gefunden? Jahrbücher der Unwissenheit! Hast du das nicht gefunden; so hast du nicht studirt diese Geschichte; hast sie nicht verstanden. Nenne mir den aus allen die sich dessen rühmten, welcher sagen konnte: er habe gefunden dies Klei-

und des Himmels! Nenne mir ihn, ich will niederfallen und ihn anbeten! Kannst du mir ihn nicht nennen; was waren alte diese schwadronirenden praleriſchen Weisen der Erde? — Narren, wie du einer bist! oder wilst du dich vergleichen mit den wenigen Männern, welche die Wahrheit suchten? Willst du, kannst du es? Hast du dich bemühet um die Wahrheit? Was hast du gethan, sie zu finden? Vielleicht einige Bücher gelesen, und sie nicht verstanden; oder wenn du sie verstanden hast — Thor! ist Wahrheit in Büchern zu finden? Sag mir! Wie muß man die Wahrheit suchen? Kann man sie so leicht, wie einen Schmetterling, haschen? Schon daß du sagst, du hast sie gefnnden, hast du sie nicht! denn der sie hat, schweigt, und frenet sich im Sille seines gefundenen Schazzes. Was ist also deine gepriesene Wahrheit? Ein Nichts, das du selbst nicht kennest! Ein leeres Wort, dessen Bedeutung du nicht verstehest, und von dem du dir keinen Begrif machen kannst und warum fällst du über alles her, und willst alles mustern? Warum schreist du, wie ein Marktschreier: " Das ist Traum!

Kommt zu mir, ich will euch Wahrheit verkaufen!" Da du sie selbst nicht hast? Laß jeden träumen! was geht das dich an, da du ihm nichts bessers für seinen Traum geben kannst; da du selbst noch träumest: nur vielleicht unglüklicher, weil du zweifeln für wachen haltest! Hast du Denkkraft in deiner Seele; so denke über dich selbst nach, eh du andere belehren willst! Greife in deinen Busen, und forsche, ob er fähig sei, der Wahrheit einen Siz zu geben? Aber sei kein stolzer Narr, welcher sie gefunden zu haben wähnt; und sich stark genug fühlt, sie auch andern mitzutheilen! — —

Glaube mir, es gehört mehr dazu, die Weisheit, und mit ihr die Wahrheit zu finden, als was du gethan hast oder noch thust, sie zu suchen. In sich selbst zurükgezogen ist der Weise, der der Wahrheit nachspüret. Mit mühsamen Auge forscht er und prüft langsam und mit Bedacht alles, was sich ihm zeigt. Er lernt sich selbst kennen, und sucht die Wahrhelt nicht ausser ihm, sondern bei ihm selbst. Seine Handlungen stempelt

er mit ihrem Gepräge, und wandelt im Stillen. Er pralt nicht, er habe die Wahrheit gefunden, aus Furcht: er habe sie noch nicht; weil er weis, wie schwer sie zu finden sei! Nicht seine Worte, sondern seine Thaten zeigen von der Wahrheit, die er in seinem Herzen verschlossen hält; und will er sie andern mittheilen so thut er es durch seine Handlungen nicht mit Worten; denn durch Worte läßt sich die Wahrheit nicht lehren. Sein Hrrz ist ruhig, seine Stirn allzeit heiter, und licht ist es in seiner Seele: Ihm störet kein Sturm der Leidenschaft die Ruhe, und kein Zweifel trübt die Sonne seiner Vernunft. Dieses thut, welcher die Wahrheit suchte, und sie gefunden hat. Izt prüfe dich was thust du? Kannst du wohl mit Aufrichtigkeit sagen, daß dir ein einziger Zug von diesem Bilde ähnle?

Achtzehntes Kapitel.

Ein Spaziergang nach dem Tische kann nicht schaden.

Sobald der hagere Mann und mein hochgeehrtester Onkel, der blaue Esel ihren Magen befriediget hatten, standen sie beide vom Tische auf, und dankten in einem kurzen Gebete dem, von welchem sie alles empfangen hatten. Weil der hagere Mann kein Liebhaber vom Nachmittagsschlafe war, so fragte er meinen Onkel: ob es ihm nicht gelegen sei, die angenehme Gegend zu betrachten, und ein wenig mit ihm zu lustwandeln? Kein Antrag hätte dem blauen Esel angenehmer sein können. Er liebte ungemein die freie Luft, und war immer ängstig und ungemuthet, wenn er sich zwischen Mauren eingeschloßen fand. Er willigte mit dem grösten Vergnügen darein, und beide trabten einer schönen, bezaubernden Gegend zu.

Nach-

Nachdem der hagere Mann, und mein viel theurer Onkel eine lange mit tausend manigfaltigen Blumen durchwebte Flur zurükgelegt hatten, von deren balsamischen Düften die Atmosphäre herum durchwürzet war, kammen sie endlich in ein angenehmes Wäldchen, das in viele unordentliche Schattengänge abgetheilet war. Erst hier horchte mein Onkel auf die Reden des hagern Mannes, der zwar auf dem ganzen Weg immer fort sprach, jedoch ohne daß mein lieber Onkel wuste, wovon die Rede war. Denn theils machte die Gegend einen solchen Eindruk auf ihn, daß er alles um sich her vergas, theils beschäftigte er sich, bald die duftenden Blummen bald das schmakhafte Grün, das ihm bis an die Knie reichte, zu verkosten, und so hatte er gar keine Musse, den hagern Mann anzuhören. Daß mich diese Unachtsamkeit meines Onkels nicht wenig verdrüsse, können meine hochgeehrtesten Leser leicht vermuthen; denn ich, als sein Geschichtschreiber, verlor gewis ein sehr interessantes Gespräch von einem Manne, der, so viel wir ihn schon kennen, nichts unbedeutendes zum Stoffe

 sei-

seiner Rede nahm. Aber was ist zu thun? Selten ist ein Esel, und wenn es gleich ein blauer ist, auf alles aufmerksam. Ihn kann leicht ein Nichts zerstreuen; und darum müssen wir es schon auch meinem Onkel verzeihen; besonders da er in der Folge aufmerksamer war. —

Sobald als sie in das Lustwäldchen eintraten, verlor sich seine Zerstreuung, und er hörte eben noch die Worte, welche der hagere Mann aussprach: Dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre!

Mein Onkel, der bei dem Worte Ruhm, gleich an sich dachte, glaubte, der hagere Mann habe sich eines bessern bedacht, und gestehe ihm nun zu: daß sein Leben und seine Handlungen vielen Ruhm verdienten; und darum legte er die Worte: Dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre! so aus, als hätte der hagere Mann gesagt: der so viele Ahnen zehlet, dessen Vorfahren so rühmliche Thaten gethan, und der selbst über die Gesezze der Tarespipri öffentlich gespottet hat, und deswegen aus dem Lande

de gejagt wurde, wie Sie, hochgeehrtester Herr blauer Esel, dem allein gebühret Lob, Ruhm und Ehre. Wie sehr sich mein viel werther Onkel in seiner Auslegung getäuschet hat, werden wir bald sehen. Zwar ist nichts leichters, als eines andern seine Gedanken auslegen, wenn man — sich irren will. So gehts auch den Herrn Kommentatoren, die uns in einer langen, breiten, leeren und matten Note sagen, was sie bei dieser oder jener Stelle gedacht hatten; aber aber nicht was der Autor wirklich dabei gedacht hat. Es ist nichts lächerlicheres, als bei dunklen Stellen eines Buches zanken: wer am besten den Sinn des Verfassers getroffen habe? Ich glaube; man könnte alle diese gelehrte Streitigkeiten mit einem einzigen Wörtchen entscheiden; und dieses wäre, — Keiner! — Wahrlich, Keiner wird ihn treffen! und darum, denk' ich, legt ein jeder dunkele Stellen gut aus, denn jeder erklärt sie so, daß sie mit dem Begriffe passen, den er sich von ihnen gemacht hat, und folglich hat er sie auch nach seiner Art gut erklärt. Uiberhaupt lieb' ich nichts

mehr, als wenn alles so hell ist, wie die liebe Sonne. Welches besonders in denjenigen Büchern nöthig wäre, die für die Glükseligkeit der Menschen sein sollen. Dunkle Gesezze verwirren oft mehr die gerechteste Sache, als sie sie ins Licht sezzen, und darum hängt auch die Gerechtigkeit nicht vom Gesezze, sondern von der Geschiklichkeit des Advokaten ab, der die Gabe besizzet, das Gesez so auszulegen, damit es für die Sache passe, die er behauptet. Nie werden mich die Pontifizes Legum überreden: das Gesez müsse so verstanden werden! Denn eben so wenig, als sie wissen, was ich mir bei mancher Stelle dieser Geschichte noch hinzugedacht habe, und selbst hier noch hinzudenke; eben so wenig können sie wissen, was seine Justinianische Majestät unter diesem oder jenem Gesezze verstanden hat. — Ob also überall, wo Dunkelheit herrschet, Wahrheit zu finden sei? — Lieber Freund, beantworten Sie diese Frage! statt meiner.

Mein Onkel, wie ich eben gesagt habe, legte die lezten Worte des hagern

Man=

Mannes zu seinem Vortheile aus, und redete ihn also an: Gewis, werthester Freund, haben Sie noch einmal alle Umstände meines Lebens überdacht, und bei reiferer Ueberlegung gefunden, daß es unmöglich sei, einem Esel, der so wie ich gelebt hat, den größten Ruhm abzuleugnen! Gestehen Sie nur, fuhr er fort, aufrichtig: ob etwas rühmlicher sein könne, als über die Gesezze der Tarespipri zu spotten, und deswegen aus dem Lande gejagt zu werden?

„Ich sehe, mein lieber junger Freund, erwiederte der hagere Mann, ich habe Sie noch nicht völlig überzeuget, daß dieser Spot nicht nur allein nicht rühmlich, sondern vielmehr unedel, unweise, und schändlich sei. Sie glauben noch immer das Gegentheil; und, um sie völlig von diesem irrigen Glauben zu heilen, wird es nöthig seyn, daß ich mich hierüber mit Ihnen etwas mehr ins Detail einlasse. Sagen Sie mir, was macht eine Handlung gut, oder schädlich? “

Die

Die Absicht, aus der gehandelt wird. Aber eben darum kann und soll man keine Handlung weder loben, noch tadeln, bis man nicht die Absicht genau bemerkt, aus welcher sie entsprang. Können nicht die besten Handlungen aus den schlimsten Absichten geschehen; und so im Gegentheil? Wollte man nun diese tadeln, jene loben, so wär' es ungerecht. Darum müssen auch unsre Urtheile immer schief ausfallen, wenn wir sie eher fällen, eh wir die Absicht genau kennen.

„Sie wollen mir hier einen verblümten Verweis geben, daß ich Ihre Handlungen eher beurtheilt habe, eh ich mich um Ihre Absicht erkundigte, nach welcher Sie gehandelt haben.“

Mein Onkel freute sich heimlich, daß er, wie er glaubte, dem hagern Mann ein so feines Nasenschnipchen gegeben habe,

„Allein lieber Freund, Sie haben vergessen, daß man in Ansehung aller Handlungen ein doppeltes Urtheil fällen

kann,

kann, und fällen mus. Daß zu diesen beiden Urtheilen nicht die Absicht allein erfordert wird, sondern auch die Handlung an und für sich selbst ganz allein betrachtet.

Eine Handlung ist entweder gut und nüzlich, oder sie ist bös und schädlich. Entspringt eine gute Handlung aus einer guten Absicht, so ist sie gut und edel und verdient unsre Bewunderung. Entspringt eine schlechte Handlung aus üblen Absichten, so ist sie bös und schändlich, und verdient unsern Abscheu. Im ersten Falle verdient der, welcher handelt, unser Lob; im zweenten unsern Tadel. Kommen gute Handlungen aus schlechten Absichten, so bleibt die Handlung an sich selbst gut, nur der Wirkende verliert das Lob. Kommen schlechte Handlungen aus guten Absichten, so bleibt die Handlung immer schlecht, und der, welcher so handelt, verdient noch mehr, als der welcher aus schlechten Absichten gut handelt, getadelt zu werden."

Das begreif' ich nicht.

„Ich

" Ich will es ihnen begreiflich machen. Dieser schadet bei den besten Absichten durch seine schlimme Handlungen mehr als jener. Nuzen und Schaden liegt in der Handlung, nicht in der Absicht, Diese ist nichts anders als etwas aus diesem oder jenem Grunde wollen. Dieses Wollen ist zwar Ursache, daß etwas zum Schaden eines andern entspringen könne, aber selbst schadet es nicht; es sind also nur die Wirkungen, welche schaden oder nuzzen, nicht die Ursachen. Wenn einer eine schädliche Absicht hat; so hat er deswegen zwar moralisch aber noch nicht phisisch übel gehandelt, so wie der, welcher eine gute Absicht hat, nichts gutes. Bringen nun beide ihren Absichten entgegengesezte Handlungen hervor, so nuzt der eine, und der andere schadet, freilich jeder wider seinen Willen; aber ein jeder wird es leichter verzeihen, wenn ihm einer wider seine Absicht nuzzet, als daß er ihm mit der besten Absicht schade.,.

So besteht der Werth in den Handlungen, und nicht in der Absicht.

„Der

„Der Werth des Nuzzens allerdings, aber nicht des Verdienstes. Das Nüzliche und Schädliche ist immer mit der Handlung selbst verbunden, das Verdienst mit der Absicht. Handle ich gut aus schlimmen Absichten, so verlier' ich das Verdienst, aber die Handlung an sich selbst bleibt gut und nüzlich; handl' ich schlecht aus guten Absichten, so ist zwar mein Wille gut, aber die Handlung bleibt schlecht und schädlich."

So ist der, welcher aus schlechten Absichten gut handelt, dem vorzuziehen, welcher aus den besten Absichten übel handelt.

"Er ist allerdings nüzlicher, als dieser, Käm' es auf die Wahl an, ob man in einem Staate lauter solche Bürger haben wollte, welche mit den besten Absichten demselben zu dienen, seinen Untergang beförderten, oder solche, welche mit den schlimsten Absichten, ihm zu schaden, seinen Nuzzen vergrösserten; so würd' ich es jedem Monarchen verargen wenn er nicht die lezten wählte. Wir haben uns nicht um die Absicht

sicht zu bekümmern, aus welcher einer handelt, sondern ob er gut, oder bös handelt; denn darüber allein können wir ein Urtheil fällen. Darum verdient der, welcher aus guten Absichten schadet, mehr unsern Tadel, als der, welcher aus schlechten Absichten nuzzet; weil das Wohl, das Glük der Menschen nicht von ihren Absichten, sondern von ihren Handlungen abhängt. Ferner ist es nicht genug, eine gute Absicht zu haben; sondern man muß auch die besten Mittel wählen, sie erreichen zu könen. Thun wir das nicht, so verdient, nicht zwar unser Herz, aber wohl unser Kopf getadelt zu werden."

Mein Onkel schwieg. — Vermuthlich weil er nichts darauf antworten konnte.

" Lassen sie mich izt ihre Absicht, die Mittel dazu und ihre Handlung selbst prüfen, und darnach bestimmen, was ihr Spott über die Gesezze der Arespipri verdiene."

Meine Absicht war die beste, die lobenswürdigste: die Tugend, die Rechtschaffenheit

heit unter meinen Mitgeschöpfen zu verbreiten, und allgemeiner zu machen, da die Tarespipri der Tugend mehr hinderlich, als nüzlich sind.

"Ich will es Ihnen vor izt glauben, daß dieses Ihre Absicht war, und ihnen nur indessen sagen, daß Spott kein Mittel sei, diese Absicht zu erreichen. Die Tugend ist zu ernsthaft, zu ehrwürdig, zu heilig, als daß sie durch Spott befördert werden könnte. Der Spott dienet darzu, etwas lächerlich zu machen. was uns lächerlich wird, kann uns nicht ehrwürdig sein. Sie haben also durch ihre Spöttereien die Tugend, statt sie zu empfehlen, nur lächerlich gemacht."

Unmöglich! Ich schrie laut für die Tugend.

„Mit Wörten, und widerlgten diese Worte durch Ihre Handluugen. Sie haben der Gesezze gespottet, welche die Tugend nicht nur allein empfehlen, sondern sie gebieten; wie können Sie also sagen: Sie haben für die Tugend gespro-

chen? Die Gesezze der Tarespiprt in allen Ländern gebieten Tugend und Rechtschaffenheit; dieser Gesezze spotten, heist: über die Tugend selbst lachen. Wenn wir wahre Verehrer der Tugend sind, so muß uns alles ehrwürdig sein, was Gebot, oder Aufmunterung zu selber ist; es muß uns gleichgültig sein, auf welche Art die Tugend verbreitet werde, wenn sie es nur wird. Alles andere ist leere Schale, die Tugend ist der Kern. Haben wir den Kern, was kümmerts uns, wie die Schale aussieht, darin er eingehüllet den Geschöpfen gereichet wird. Der Vernünftige wirft freilich die Schale weg; der aber die Schale mit dem Kern behalten will, was schadet es ihm? Uiber die Schale streiten, sobald der Kern da ist, ist Läpperei, Kinderspiel, das nie den wahren Weisen, sondern nur den Wizling beschäftigen kann, welcher den Geschmak, die Güte des Kerns nicht kennet, und daher glaubt, es liege alles an der Schale."

Aber wenn man sieht, daß die Schale nichts nüzt?

„So werfen Sie selbe weg, und lassen einem andern ruhig seine Schale, welcher glaubt, daß sie ihm nuzze! Oder ist es denn eine nothwendige Folge, daß das, was für einen ist, auch für alle so sein müsse? Sie glauben die Schale sei unnüz, Sie haben recht. Ein andrer glaubt, sie sei nüzlich: auch er hat recht. Es kömmt alles darauf an, wie man eine Sache nimmt. Und wenn nur alle in der Hauptsache gleichstimmen, in dem Unwesentlichen kann ein jeder recht haben, er mag's behalten, oder wegwerfen.„

„Aber sehen, wie die Vernunft so sehr mishandelt wird.

Das kann nie geschehen. Vernunft ist Wahrheit, und Wahrheit Tugend. Wird die Tugend geehret so wird es auch die Vernunft, und folglich wird sie von keinem, der die Tugend ehret, mishandelt. Alles andre, was für Vernunft gehalten wird, ist Wizspiel, seichte Spizfindigkeit, an der nichts gelegen ist, und nur von demjenigen geschäzt wird, der die wahre Vernunft nicht kennet."

Aber die Gebräuche, all das andere Zeug, das mit den Gesezen der Tarespipri verbunden ist. —

Mag Traum sein, oder ist wirklich nur Traum. Aber was schiert Sie das? Sind Sie daraus erwacht, fühlen Sie sich glüklich in Ihrem Wachen; gut für Sie! Will der andre träumen, findet er sein Glük in diesem Traume; auch gut für ihn! Lassen Sie ihn träumen! vielleicht wär' er weniger glüklich, wenn er nicht träumte; und so wär' ihm das kein Geschenk, wenn Sie ihn aus seinem Traume wekten. So lange der Traum nicht schadet, muß man jeden träumen lassen, der es gerne will; ist aber sein Traum schädlich, nun dann ist es freilich Pflicht, ihn daraus zu wekken; aber auf eine Art, die ihn überzeugt, daß er wirklich träume."

Aber ist es nicht Schande, wenn Geschöpfe träumen, die zum Wachen geschaffen sind?

„Lieber Freund haben Sie auch genau untersucht: ob es besser sei, träumen, oder

wa-

wachen? Ob es wenigstens für den grösten Theil der Geschöpfe besser sei? Das müssen Sie erst, und dann können Sie bestimmen. Es ist nicht immer alles so, wie wir glauben, daß es sein müsse. Gewis für alle ist es nicht immer so! Freilich wär' es besser, wenn alle Geschöpfe wachten; ob aber alle wachen können? Dies ist die Frage. Können Sie es nicht, so ist es besser, sie träumen. Was sie in Ansehung der Tarespipriſchen Gesezze für Traum halten, ist ein nüzlicher Traum für die meisten Geschöpfe; denn diese, nähme man ihnen ihren Traum, würden dann weder wachen noch träumen, und das wär' für sie schreklicher. Ich tadle es also nicht, und kein Vernünftiger wird es, wenn man die meisten Geschöpfe träumen läst. Nur das ist verabscheuungswürdig, daß man denjenigen, welcher wachen kann, zwinget mit den andern zu träumen, oder sich wenigstens zu stellen, als wenn er träume; daß man mit so vielem Unsinne behauptet: man müsse, um rechtschaffen zu leben, ein Träumer sein, und dem, der wirklich wachet, alle Ehrlichkeit, alle Tugend abspricht. Dies

ist ein Irrthum, ein schändlicher, verabscheuungswürdiger Irrthum, an welchem freilich die Tarespipri Schuld sind. Wir können nicht bestimmen, welcher das Vermögen zu wachen habe, oder nicht. Wir müssen es also einem jeden überlassen, was er thun will. Der zum träumen gemacht ist, wird nie erwachen, wenn ihm auch der Wachende noch so stark ins Ohr posaunen sollte: Stehe auf, und wache mit mir! Und wer Fähigkeit zum Wachen hat, ermuntert sich von selbst. Der ist ein Licht unterm Scheffel, das sich durchbrennet, um freier seine Stralen auszubreiten. Warum will ich also einem befehlen: Du sollst nicht wachen! das heist eben so viel, als sagen: du kannst es nicht! Weis ich was ein anderer kann? Hab ich seine Kräfte geprüft? Einer sieht mit natürlichen Augen weiter, als der andere mit den besten Fernglässern; warum will ich ihn nun verhindern, daß er nicht weiter sehen solle? Dies ist also ein Fehler der Tarespipri; aber es ist auch von denjenigen ein Fehler, welche von allen fordern, und sie zwingen wollen, zu wachen. Weis ich, ob sie

das

das können? Und wenn sie es nicht können, warum will ich es? Ich hab Ihnen schon gesagt; der es kann, erwacht von sich selbst, ohne daß ich ihn wekke; und der nicht selbst erwacht, dem ist es besser, er träume; denn sein Zustand, worein ich ihn versezzen würde, wär' das Mitel zwischen wachen und träumen; daß heist: Er wäre nichts. Sie sehen also, wie sehr Sie gefehlet haben, da Sie andre vom Traume aufwekken wollten, die nicht selbst erwachen konnten; und eben darum haben Sie wider die Tugend geredet; Haben mit Ihren Spöttereien die Tugend verlacht; denn es ist der Tugend kein Zustand gefährlicher, als worin man weder träumt, noch wacht.„

Mein Onkel fing an zu glauben, er könnte — gefehlet haben.

„Lassen Sie mich izt Ihre Absicht prüfen, nachdem ich Ihnen gezeigt habe, daß Sie nicht die besten Mittel zur Erreichung Ihrer Absicht gebrauchet haben; oder vielmehr, daß Sie, wenn Sie Ihre Absicht erreicht hätten, welche war: alle

 vom

vom Traume aufzuwekken, der Tugend unendlich geschadet hätten, unedlich mit der besten Absicht, ihr zu nuzzen. Aber nun, mein Freund, wenn es Ihre Absicht gar nicht gewesen wäre, der Tugend das Wort zu reden; wenn vielleicht ganz was anders, ein lächerlicher Stolz, Sie zum Spotten angeflamt hätte, was würden Sie von dieser Absicht denken? Würden Sie nicht fühlen, daß Ihr Spott schändlich war und auf Sie selbst zurük fiel?"

„Wenn es so wäre; aber meine Absicht war —

Was ich Ihnen izt beweisen werde, Stolz, lächerlicher Stolz. Ja, der ist die Absicht, aus welcher alle Spöttereien der kahlen Wizlinge entspringen. Stolz, und oft auch — Verzeihen Sie, daß ich es Ihnen sage! — oft auch Dummheit. Tugend besteht nicht in den Meinungen, nicht in den verschiedenen Lehrgebäuden; sie besteht auf einem festern Grunde, auf sich selbst. Kein Sistem kann bestimmen, was Tugend sei? Sie selbst sagt es, was sie ist; sagt es einem jeden. Auch ist die

Tu-

Tugend nicht vielerlei; sie ist einfach; modelt sich nicht nach den Meinungen, sondern bleibt immer dieselbe, die sie stets war. Lassen Sie hundert Meinungen, hundert Lehrgebäude entstehen, die Tugend bleibt sich immer gleich; und alle hundert verschiedene Meinungen werden in der wahren Tugend einstimmen, was sie sei; werden alle nur eine Tugend lehren. Fragen Sie alle die verschiedenen Geschöpfe, welche diese Erde bewohnen, die so mancherlei in ihren Meinungen sind, fragen Sie sie, was Tugend ist? und sie werden, troz der verschiedenen Meinungen, in der Antwort hierüber gleich stimmen; werden alle eine gleiche Lehre von der Tugend haben; denn das, worin sie von einander abweichen, wo sich die verschiedene Meinungen durchkreuzen, ist nicht mehr wahre Tugend, sondern Schwärmerei, ein von den Geschöpfen erzeugtes Kind, welches sie oft aus Unverstand, oft aus andern Beweggründen, dieser ächten Tochter des Himmels an die Seite sezzen, und für ihre Schwester halten.

Wenn nun all die verschiedene Meinungen in der Tugend gleichstimmen; wenn sie alle eine Tugend lehren, wozu einen Anfall auf diese Meinungen machen? warum über sie spotten? Warum sie zerstören? Sind sie was Wesentliches? Sind sie mit der Tugend unzertrenlich verknüpft? Nein! Sie sind ganz was Gleichgültiges. Sind ein Kleid, in welchem uns die Tugend empfolen wird. Warum wollen wir uns über das Kleid zanken? Warum wollen wir verlangen, daß die Tugend in diesem, oder in einem andern Kleide erscheine?"

Wenn aber die Tugend kein Kleid braucht.

"Der Weise entbehret es freilich! aber sind alle Geschöpfe weise? Gewis nicht! Selbst von denjenigen, die mit einer stolzen Mine einhertreten, und laut ausruffen: Ich bin ein Weiser! sind kaum zween unter hunderten wahre Weise; und den andern Geschöpfen ist das Kleid nothwendig; denn ohne dasselbe würden sie die Tugend nicht erkennen. Nähme man ihnen das Kleid, worein die Tugend gehüllet ist, so würde man ihnen die Tugend selbst nehmen. Ist also das Kleid

den meisten Geschöpfen nöthig, so muß man es ihnen lassen; und der ist ein Narr, welcher über die Farbe, oder den Schnit des Kleides spottet; oder über andere, die es brauchen, lacht, weil er glaubt, daß er das Kleid entbehren könne. Der Kaffer geht nakt einher. Giebt ihm seine Naktheit ein Recht, über den Grönländer zu lachen, weil der sich in Thierfelle einhüllt; Gewis nicht; und ein jeder Grönländer könnt' ihm zu ruffen: Thor, weil dir dein Klima die Kleider entberlich macht, so thut es mir nicht deswegen das meinige! Wohne mit mir unter eben dem Himmelsstriche, und dann gehe ohne Kleider, wenn du kannst; und kannst du es, nun wohl, dann spotte meiner Thierfelle!"

Alles recht. Aber eben darum ist es Pflicht der Weisen; alle Geschöpfe weise zu machen, damit sie das Kleid entbehren, und die Tugend ohne selbes lieben.

" Stolzes, kühnes Unternehmen! Wie kann ein schwaches Geschöpf — und schwach ist selbst der gröste Weise. — wie

kann

kann ein schwaches Geschöpf das thun wollen, was der Schöpfer aus weisen Absichten nicht gethan hat? O Freund, wie wenig kennen sie die Eigenschaften, die Verhältnisse der Geschöpfe! wie wenig haben sie geprüft, was sich thun läst, und wozu diese fähig sind! Hätten Sie das, nie würde der lächerliche Gedanke in ihrem Gehirne erwacht sein: alle Geschöpfe weise zu machen, das heist: Allen Geschöpfen gleiche Vorzüge des Geistes, gleiche Verhältnisse, gleiche Vortheile der Erziehung und des Lebens verschaffen! und wer kann das? Gewis die eingebildeten Weisen nicht! Haben alle die erforderliche Musse, die Weisheit mit der unausgesezten immerdauernden Mühe zu suchen? Können alle iede Stunde ihres Lebens dazu anwenden, mühsam zu forschen und zu suchen, bis sie die Weisheit finden? Haben sie wohl, mein Freund, alle die verschiedenen Verhältnisse, Situazionen, Nebenumstände der Geschöpfe beobachtet? Ist es nach diesen möglich? Und wenn es nicht ist, können alle die Weisheit finden? Weisheit wird nicht so leicht erlangt. Mancher sucht sie oft sein ganzes

zes Leben hindurch, und hat sie am Ende desselben noch kaum halb gefunden. O Freund, alle Geschöpfe weise machen ist auf diesem Planeten keine Möglichkeit. Wir werden es freilich alle, wir müssen es alle werden; aber erst nach vielen langen Wanderungen von Welten zu Welten werden wir dieses Kleinod ganz finden, worin all unsre Glükseligkeit bestehen wird. Hier ist es Unmöglichkeit, und darum ist es nöthig, daß man der Tugend das Kleid lasse, das sie hat, weil die wenigsten sie ohne dasselbe schäzzen würden. Die Weisheit selbst hat der Tugend dies Kleid angezogen. Sie wuste, daß die meisten Geschöpfe die nakte Tugend miskennen, oder verachten würden; daß daher die Tugend ganz von der Erde verbannt würde, und die Geschöpfe, welche ohne Tugend nicht glüklich sein können noch unglüklicher wären. Und ach, dies ist zu bedauern! dies ist, was die Klage des Weisen aus seinem Busen preßt, daß die wenigsten dem ohngeachter die Tugend ehren, ob sie selbe gleich mehr schäzzen könnten, und deswegen sich und andere unglüklich machen. Denn obgleich nicht alle hienieden

den

den vollkommen weise sein können, so könnten es doch alle mehr sein, als sie es wirklich sind; und darum sind die wenigsten das, was sie sein sollten."

Liegt hier nicht die Schuld an den Tarespipri, und soll man also nicht über sie spotten?

"Freilich mag die Schuld an ihnen sein; aber nicht an ihren Gesezzen. Diese sind weise, sind Gebot zur Tugend. Wahrlich all die verschiedenen Meinungen sind Gebote zur selben, und der wahre Freund der Tugend wird nie über diese Meinungen spotten, weil er ihre Absichten kennet, weil er weis die Ursachen, aus der sie entstanden sind. Der Spötter hat also immer eine andere Absicht, als die Beförderung der Tugend."

Das kann ich nicht begreifen.

"Sie sollen es bald. Wenn ich die Tugend schäzze, so bekümre ich mich nicht, auf welche Art sie empfohlen wird, sondern nur damit sie empfohlen

wer-

werde. Ist dieses, so bin ich über alles andere ruhig, stosse mich weder an dieser noch jener Meinung; sondern betrachte sie als ein Mittel, die Tugend zu befördern, wenn ich gleich selbe für mich selbst entbehren kann. Eifre ich für die Tugend, so sag' ich laut, was Tugend sei; muntre auf zu selber, ohne mich an gleichgültige Nebendingen zu halten, und bin froh, wenn ich sehe, daß man die Tugend ehret, ohne mich übrigens zu bekümmern, was man noch für andere Meinungen hat. Das ist die wahre Absicht für die Tugend zu sprechen. Diejenigen aber, welche nur die Meinungen angreifen, die verschiedenen Geseze verlachen, spotten, und oft dumm darüber wizzeln, thun es nicht aus der Absicht, die Tugend zu verbreiten, sondern aus Stolz. Sie wollen die Geschöpfe aus einem Traumme aufwekken, um sie in ihre Träumereien einzuwiegen, worin diese unglüklicher wären, als in den ersten. Sehen sie, junger Freund, das ist die wahre Absich aller dieser wizzelnden Spötter. Und wenn es nicht auch die ihrige

war.

war. — Aufs Herz ihren Forderfuß, und sagen Sie, — sie war es nicht!"

Mein Onkel statt seinen Forderfuß aufs Herz zu legen, krazte mit selben ein wenig die Erde zur Seite und — schwieg. *)

"Gewis, junger Freund, sie war es, Es ist allen diesen Herren ihren Mitkollegen **) nicht um die Tugend zu thun, von welcher die wenigsten eifrige Verehrer sind, sondern um ihren Stolz zu befriedigen, um unter ihren Mitgeschöpfen durch ihre Meinungen einiges Aufsehen zu erregen. Sie vertheidigen nicht die

Sa-

*) Bei uns würde der Wizling eine Priese Tabak nehmen, oder die Halskrause zurecht ziehen, oder mit dem Uhrbande spielen. Dies alles konnte nun ein Esel nicht thun, darum muste er die Erde krazzen, um was zu thun zu haben, und nicht antworten zu dürfen, wenn er — nicht kann. A. D. H.

**) Sehr unartig von dem hagern Manne, unsre grossen Genieen Mitkollegen von einem blauen Esel zn nennen. A. D. H.

Sache der Tugend, sondern ihre Meinungen. Sie können es nicht leiden, daß andere, die vor ihnen waren, mehrere Anhänger haben sollen, als sie, und möchten gerne eine neue Sekte errichten, die ihren Namen an der Stirne tragen sollte, damit sie das Vergnügen hätten, sich als die Lehrer so vieler Geschöpfe preisen zu hören, welches unter allen der lächerlichste Stolz ist. Dies ist die Absicht vieler Spötter; aber es ist auch ein Fehler der meisten Taresspipri, daß sie nicht auf das sehen, was ihre Gesezze befehlen, sondern nur, daß ein jeder den Namen ihres Gesezgebers führe, woran doch keiner von allen Gesezgebern gedacht hat. Diesen, als ächten Weisen, wahren Verkündern der Tugend, war es nur darum zu thun, selbe zu lehren, zu empfehlen, zu gebieten, aber nicht ihren Lehren auch ihren Namen zu ertheilen. Es war ihnen genug, wenn ein jeder ihrer Lehre folgte, und tugendhaft war, er mochte sich nennen, wie er wollte. Diese Männer haben sich einander nie gehaßt. Jeder hat dem andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen: Nie haben Sie wider Meinungen geeifert, sondern nur wider das Laster. Erst

nach ihrem Tode fingen ihre Anhänger an, die der Hauptsache vergassen, welche sie von ihren Lehrern empfangen hatten, über Meinungen und Namen zu zanken; und weil es meistentheils ihre eigene von ihnen erfundene Meinungen waren, so stritten sie mit einer verabscheuungswürdigen Heftigkeit dafür, hassten alle, die einer andern Meinung waren, und sorgten mehr für die Ausbreitung ihrer Träumereien, als der Tugend, welche doch der einzige Zwek der Lehren ihrer Stifter war!

Es ist eine häsliche Thorheit, wenn Geschöpfe einander hassen, oder über einander spotten, weil sie nicht alle einen Namen führen, nicht alle einer Meinung sind. Wir vergessen dadurch, daß wir alle von einem Schöpfer entspringen, wir tadeln das, was er geschehen läst; er, der alle zu einem grossen Ziele erschaffen, und auch alle zu diesem grossen Ziele führen wird. Und wir Blinde, die wir nicht wissen, wie er seine Geschöpfe führt, wollen ihm nur einen Weg erlauben, auf dem er sie dahin führen soll!

Ihm,

Ihm, der tausend und tausend Wege hat, worauf er alle zum grossen Ziele bringen kann! O Thorheit, gröste aller Thorheiten! dem einen Weg vorzuschreiben, von dem alles war, ist und sein wird!

Unter diesem Gespräche rollte der goldene Sonnenwagen hinter den Bergen hinab, und bepurperte den heitern Horizont. Beide schwiegen izt, und betrachteten dies herrliche Schauspiel der Natur. Izt stieg der silberne Mond auf die Erde im sanften Schimmer herab. Millionen Sternen beleuchteten den blauen Vorsaal des Himmels, die Sänger im Felde und Hain schwiegen, und balsamischer Schlaf ergos sich über alle Geschöpfe. Beide wallten der Wohnung des hagern Mannes zu, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Neunzehntes Kapitel.

Etwas, das man von keinem Esel vermuthet hätte.

Es liest mancher ein Buch, und wenn er es zur Seite legt, hat er schon wieder vergessen, was im Buche stand. So hört mancher die weisesten Lehren, dreht sich einmal auf dem Absazze herum, und weg ist die Erinnerung an selbe; und so schaffen weder die vernünftigsten Bücher, noch die weisesten Lehren solchen Geschöpfen einigen Nuzzen. Daß die Menschen zu so was fähig wären, daß die mit so vielen herrlichen Vorzügen vor andern begabten Geschöpfe für die Stimme der Vernunft kein Ohr haben, und die Lehren der Weisheit verachten sollten, wer könnte das glauben? Und doch — Ich, als Maulthier hab' das vielfältig bei ihnen bemerkt — und doch thun sie es. — Welche Schande für die Menschen!

schen! Hierin war mein hochgeehrtester, viel theurer Onkel klüger, als sie, ob er gleich nur ein blauer Esel war. Er überdachte, was er vom hagern Manne gehört hatte, und — wollte seine Lehren benuzzen.

Wir haben schon bemerkt, daß der hagre Mann und der blaue Esel stillschweigend nach dem kleinen Häuschen zurükkehrten. Jener schwieg, weil sein Herz am Abend eines jeden Tages in frommen Empfindungen zu Gott aufwallte, und ihm für alle an diesem Tag aus seinen Händen empfangene Wohlthaten auf das lebhafteste dankte; dieser, weil seine ganze Seele mit dem beschäftiget war, was ihm der hagre Man gesagt hatte. Beide legten sich zur Ruhe, ohne dieses Stillschweigen zu brechen. Allein obgleich mein Onkel ziemlich müde von dem Spaziergange war, so war doch sein Geist zu unruhig, als daß ihn der Schlaf hätte überwältigen können. Er lag ohngefähr bis Mitternacht auf seinem Lager in dem Mittelstande zwischen wachen und schlafen, als er sich aufrafte, und, weil

der Mond sehr helle schien, in den Garten ging. Hier sezte er sich unter einen dich-belaubten Baum, und machte folgende Betrachtungen bei sich selbst. — Ein Esel Betrachtungen? — Ja, meine Herren. Wundert Sie das, weil Sie es als Menschen nicht thun? — o ein Esel thut oft mehr, als die Menschen.

Was ist das? — Warum bin ich so unruhig? — Was drängen sich Gedanken an Gedanken? — Ist das, was ich izt thue, wirkliches Denken? Denken im Wachen? Oder war das, was ich in meinem Verterlande dachte, mehr wachendes Denken. — — Nein dies war es nicht! Ich fühle daß das, was ich izt thue, wirkliches Denken ist. Meine ganze Seele beschäftiget sich damit; und das muß sie, wenn sie wirklich denkt. Alles um mich her ist tod; ist unwirksam auf mich. Ich fühle, daß meine Sinne ruhen, indem meine Seele arbeitet. Nein, mein voriges Wizzeln war nicht denken, war — träumen! — — Wie! so hätt' ich wirklich unrecht gethan! So hätt' ich mich unglüklich und zugleich lächerlich gemacht!

Und

Und statt anderer zu spotten, über mich selbst gelacht! — Ja, ja, das hab' ich. Ich mag alle Verstandeskräfte anstrengen, ich finde nichts, das die Gründe des hagern Mannes widerlegen könnte. Es ist nichts in meiner Vernunft, das mir den geringsten Schein von Recht ließ; nichts in meiner Seele, das nicht für ihn redet. — — Ich hab mich also getäuscht! — schreklich getäuscht! Ich hab' mich aus dem Schooße meiner Verwandten, aus meinem Vaterland vertrieben; hab' mich meiner Güter, meines Vermögens beraubt, hab' mich um Ruhe und Glückseligkeit gebracht, und warum? Aus einem lächerlichtn Stolze, ein — Narr zu sein! — Aber war denn das wirklich meine Absicht? — Ja! Konnt' ich die Meinungen der Tarespipri nicht ungekränkt lassen? Was ging's mich an! Ich glaubte viel Ungereimtes darin zu finden; gut, ich hätt' es für mich allein gefunden haben sollen. Mußt ich laut dagegen schreien? Aus was für einer Absicht that ich es? Dummkopf, der ich war! Warum hab' ich meine Mitgeschöpfe nicht erst genauer geprüft, ob sie im

Stande sind, das so zu finden, wie ich es fand. Ich hätte gesehen, daß die Eseln keine Empfänglichkeit für die Wahrheit haben; daß ihre Seele für die Weisheit nicht gemacht ist; und wenn sie es nicht ist, hätt' ich ihnen genuzt? Gewis nicht. War also dies meine Absicht? — Sie war es nicht! ich hatte selbst Meinungen geträumt, ich wollte sie verbreiten, wollte die Meinungen der Tarespipri vernichten, um die meinigen zu erheben. Ich wollte den Ruhm haben, ein so altes langedauerndes Lehrgebäude zu erschüttern, zu zerstören, um auf dessen Ruinen das meinige aufzubauen. — Und wenn ich es nun hätte! Wären sie weiser, wären sie tugendhafter geworden? Nichts von beiden. Ich hätte ihre Köpfe mit zwo verschiedenen Meinungen verwirrt, und sie zu Zweiflern gemacht. Und das um die Tugend zu befördern? — Nein, um meinen Stolz zu befriedigen. — Sieh da, die herrlichen Thaten, durch die ich glaubte, einen unsterblichen Ruhm zu erwerben! Sieh da die schöne Absicht, die ich für so löblich, so erhaben, so edel hielt — — Ja hagrer Freund, du hast

recht

recht. Thorheit ist es, Geschöpfe weise machen zu wollen, die nicht weise werden können — Ich will deinen Lehren folgen. Will jeden lassen bei der Meinung, die er hat, da es ohnehin nur verlorne Mühe ist, ihn eines bessern zu überreden. Mögen alle träumen, was soll das mich in Zukunft scheren! Ich werde froh sein, allein zu wachen, und ruhig dabei sein, um nicht die andern aus ihrem Traume zu wekken. Mögen die Tarespipri lehren, was sie wollen. Wer Narr genug ist, ihnen zu glauben, mag es sein; vielleicht ist's ihm wohl in seiner Narrheit. Was schiert mich seine Kappe, wenn nur ich weise, wenn nur ich rechtschaffen bin!

Nach diesem langen Selbstgespräche ward mein Onkel etwas ruhiger. Sei es, daß die Vernunft die Unruhe, in der sich seine Seele befand, wirklich gedämpfet hatte; oder daß die schmeichelnde Hofnung, er würde ins künftige weiser und rechtschaffener handeln, — und wer schmeichelt sich nicht gerne mit dieser Hofnung, — ihn vergessen ließ, daß er bis izt ein Thor war. Genug die Gedanken drängten

ten sich nicht mehr so häufig heran, sein Geist, den er in dieser Selbstbetrachtung etwas stark anstrenget hatte, ermüdete, und seine Sinne, die nicht viel munterer, als sein Geist waren, verschufen ihm die Erholung durch einen sanften Schlummer. Wir wollen indessen diesen Zwischenraum benuzzen, und einige Worte mit unsern, respektive mit Gunst Herrn, Frauen, Jungfrauen, Rittern und Knechten, die diese Geschichte vielleicht lesen, ein Paar Worte sprechen, welche bezweifeln könnten: ob ein Esel fähig sei, diese Betrachtungen zu machen?

Sie wollen daher grosgünstige Herren, gnädige Frauen, züchtige Jungfrauen, streitbare Ritter und reusige Knechte gnädigst beherzigen, daß mein Onkel keiner von den gemeinen Langohren, sondern ein blauer Esel war, und daß ihm seine blaue Farbe schon einen mächtig grossen Vorzug vor den andern Eseln verschuf. Freilich können Sie in Gnaden einwenden, daß ein blauer Esel demohngeachtet immer noch ein Esel sei; und ich muß Ihnen nach Ihrer gnädigen Weisheit Gerechtigkeit wiederfahren las-

sen

sen, daß diese Einwendung nach Ihrer grundtiefen Gelehrsamkeit wirklich eine Einwendung ist. Aber sehen Sie, ich könnte Ihnen wieder eine Einwendung machen, daß zwischen Ihnen, obgleich sie grosgünstig, gnädig, züchtig, streitbar und reusig sind, und zwischen andern Menschen eben kein Unterschied sei. Nun behaupten Sie, — und Gott wolle mich in Gnaden bewahren, daß es mir je in den Sinn kommen sollte, Ihnen diesen Vorzug streitig zu machen, oder Sie darum zu beneiden, ob ich gleich nur ein Maulthier bin! — nun behaupten Sie doch, daß Sie vor den andern Menschen einen Vorzug haben. Ist aber dasjenige das Ihnen einen Vorzug giebt nicht eben so viel werth, gründet es sich nicht auf den nemlichen Zufal, als das, daß mein Onkel kein grauer, sondern ein blauer Esel geworden; es ist also eben so natürlich, eben so wahr und richtig, daß ihm seine blaue Farbe einen grossen Vorzug vor andern Eseln gab, als es natürlich, wahr, und richtig ist, daß Ihnen Ihre Geburt einen Vorzug vor andern Menschen einräumt.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Guter Morgen, nebst einer Unterhaltung beim Frühstükke.

Auch der hagre Mann schlief diese Nacht nicht mit der gewöhnlichen Ruhe, mit welcher er sonst zu schlafen pflegte. Noch zwo Stunden früher, eh Phöbus die Pferde an seinem feurigen Wagen spante, verließ er schon sein Lager, und sah, ob mein Onkel aufgestanden sei? Er wunderte sich nicht wenig, da er das Bette leer fand, und den blauen Esel im ganzen Häuschen nirgends erlugen konnte. Solltest du ihn beleidiget haben, sagte er zu sich selbst, da du ihn von seinem Irrthum überzeugtest, daß er dich deswegen verlassen hat? — Kann sein. Wahrheit ist immer beleidigend für den, den sie trift. — Sieh, so vielfältige Erfahrungen belehrten dich, daß die Geschöpfe dieser Erde alles, nur nicht, die Wahr-

Wahrheit vertragen können. Warum schwiegst du nicht, und folgtest selbst der Lehre, die du ihm gabst: Keinen weiser zu machen, als er ist! — — Soll er mich denn wirklich verlassen haben? Er sah so gut aus, äuserte so viel Vortheilhaftes in seinen Gesichtszügen, daß ich glaubte, er habe alle Anlage zu einem weisen und rechtschaffenen Geschöpfe, und daß ihn die Wahrheit nie beleidigen könne. — Thor! Was ist betrügerischer, als die Kunst, einem an der Nasenspizze anzusehen, was er ist? Je grösser der Schurke, je ehrlicher sein Gesicht. — Nun gut, er mag in Frieden wandeln. — — So dachte der hagre Mann, trat ans Fenster und erblikte meinen Onkel unter dem Baume im Schlafe begraben — — Ei, ei! wieder einen Abderitenstreich, alter Kopf! — Sieh, hast ihm Unrecht gethan; wieder falsch geurtheilt; daß wir immer fehlen müssen, wenn wir am richtigsten zu wandeln gedenken. — Es ist um des Menschen Weisheit doch ein armes elendes Ding. — — Izt begab er sich in den Garten, um zu sehen, was mein Onkel mache.

Ein

Ein Traum, den der blaue Esel hatte, wekte ihn auf, und zwar in einem Augenblikke, wo er nicht besser hätte aufwachen können. Es träumte ihm, ein hungriger Wolf verfolge ihn, er wollte entfliehen, aber der Wolf holte ihn ein, und da er seine lezten Kräften sammelte, sich zu retten, so schlug er mit den beiden Hinterfüssen aus. Von dieser Bewegung erwachte er, und fand den hagern Mann an seiner Seite, der ihm einen guten Morgen bot.

„Warum haben Sie Ihr Bette verlassen, und diese Nacht unterm freien Himmel zugebracht?“

Dank Ihnen, Dank Ihnen, lieber Freund!

„Für was? das ich den Argwohn auf Sie faßte: Sie hätten mich heimlich verlassen, weil ich Sie weder in ihrem Bette, noch im ganzen Häuschen fand? Lieber Freund, dafür danken Sie nicht! Es war ein Fehler von mir, den ich Ihnen izt aufrichtig gestehe; denn sehen

Sie,

Sie, es ist keine Schande zu gestehen: man habe gefehlet, sondern seinen Fehler hartnäkkig vertheidigen, das ist Schande. Im ersten Falle zeigen wir, daß wir zur Selbsterkentnis gelangt sind; im zweenten, daß wir sie noch nicht haben"

Dank, und vielfachen Dank, lieber Freund! Sie haben mich aus einem doppelten Traume gewekt; aus dem Irrthum, darin ich war, und izt aus der Gefahr, von einem Wolf gefressen zu werden."

Der hagre Mann wuste nicht, was er daraus nehmen sollte. Mein Onkel erzählte ihm daher alles, was von dem Augenblikke an, da der hagre Mann seine Rede beschloß, bis izt in seiner Seele vorgegangen war. Er wiederholte ihm die ganze Betrachtung, die er gemacht hatte, und vergas nicht, ihm seinen Vorsaz zu entdekken. Alles dieses entzükte den hagern Mann. Er umarmte meinen Onkel vor Freude. „Recht so (sagte er) recht so, lieber junger Freund! Das müssen wir thun, wenn wir vernunftige Geschöpfe sein wollen: Nicht nur allein die

Leh-

Lehren der Weisheit hören, sondern sie nüzzen. Ich hab' mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie können ein rechtschaffener und auch ein weiser Esel werden; ob es gleich sehr hart ist, einem Esel Weisheit beizubriugen. Fahren Sie fort, sich selbst kennen zu lernen; denn ohne Selbstkenntnis ist keine Weisheit, und alles Uibrige ist leeres Wortspiel, schale, abgeschmakte Dummheit. Wir müssen uns selbst kennen, wenn wir weise sein wollen. Fahren Sie fort, sich selbst zu prüfen! und Sie werden glüklich sein. Was ich zu ihrem Glükke beitragen kann, will ich thun. Sie sollen meine Geschichte hören. Sie sollen sich daraus die Erfahrung leihen, die ich theuer habe erkaufen müssen, wie man mit Geschöpfen, besonders mit Menschen umgehen müsse, wenn man unter ihnen fortkommen will; und damit Sie auch die Menschen im allgemeinen kennen lernen, will ich Ihnen die verschiedenen Hauptklassen derselben schildern. Doch izt zu meiner Geschichte; die Sie hören können, indem wir Frühstükken.

Geschichte des hagern Mannes,

Ich bin in einem Lande geboren, wo die Dummheit den Zepter führet, und der Aberglaube die gröste aller Tugenden ist. Mein Vater war aus dem ältesten Hause, und nannte sich Graf von Velesquarez, y Madaresko, y Suina, y Aikawezo, welcher meine Mutter, ob sie gleich nicht von Adel war, und er aus einer uralten adelichen, reinen Familie entsprang, heirathete; und zwar aus lauter Andacht, oder vielmehr durch Betrug ihres Vaters. Meine Mutter war die Tochter eines Grand Inquisitors, die er mit einer Jüdin gezeugt hatte. Meine Grosmutter war schön, hatte aber das Unglük, der heiligen Inquisizion in die Hände zu fallen, und sollte verbrannt werden. Mein Grosvater hatte sie kaum gesehen, als er sogleich den heiligen Vorsaz faßte, alles, was nur in seinen Vermögen wäre, zu ihrer Bekehrung anzuwenden. Er besuchte sie öfters, und da er ein junger, wohlgebildeter feuriger Mann war, so gelang es ihm die schöne Jüdin durch die Stärke seiner Gründe

bald zu überführen, und auf den rechten allein selig machenden Weg zu bringen. Die schöne Jüdin fand bald, daß ein Grand Inquisitor lange nicht so fürchterlich sei, als ein Scheiterhaufen, und wollte sich lieber von seinen Flammen, als vom Auto-da-Fe verzehren lassen. Mein Grosvater voller Freude eine Seele aus dem ewigen Schwefelpfule errettet zu haben, führte die bekehrte Jüdin in ein sehr prächtiges Haus, wo er ihr alles, was sie forderte, anschuf.

Meine Mutter kam bald darauf zur Welt, und wurde prächtig und in aller Andacht erzogen. Da meine Grosmutter bald hernach starb, so wandte der Grand Inquisitor alle seine Zärtlichkeit und Sorgfalt auf sie an. Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, sie anständig zu verheirathen. Es ist leicht zu vermuthen, daß der Grand Inquisitor meine Mutter nicht für sein Kind werde ausgegeben haben. Er gab vor, sie sei die Tochter eines verstorbenen Edelmanns, der sein guter Freund war, und die er aus christlicher Liebe erziehen lasse. Durch die-

diesen Knif machte er sich vor den Augen der Welt rein, und erwarb sich zugleich den Ruhm eines wohlthätigen Mannes.

Aus den vielen ansehnlichen adelichen jungen Herren warf er sein Aug auf meinen Vater den Grafen Antonio von Velesquarez, y Madaresko y Suina, y Aikawezo, den er zum Bräutigam seiner Tochter wählte; theils weil mein Vater aus einem sehr alten Adel war; theils weil er glaubte, daß er; der selbst kein Vermögen hatte, durch das grosse Heirathsgut, daß er seiner Tochter mitzugeben versprach, geblendet, nicht viel der Familie seiner Braut nachforschen werde. Es gelang ihm auch meinen Vater in das Garn zu lokken, und die Dona Kassandra mit ihm zu vermählen.

Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte mein Onkel. Was bedeuten die vielen Namen, die Ihr Vater hatte?

Es sind die Namen der Herrschaften, von welchen zwar mein Vater die Titel, aber nicht die Güter besas. Das Beilager

ger wurde mit allem Pracht gefeiert, und mein Vater pries sich glüklich eine schöne Gemalin und ein ansehnliches Vermögen zu besizzen. Er erfuhr zwar hernach, das meine Mutter aus einem Grad Inquisitorischen Blute entquollen sei; aber er lebte doch mit ihr in der grösten Eintracht; denn theils wuste es ausser ihm sonst niemand, und theils machte ihr Vermögen, daß er gerne seinen Adel vergas, weil er wuste, daß das Geld den ältesten Adel immer aufwiege, wenn dieser ohne Gold in der Wagschale liegt.

Mein Vater hatte mit meiner Mutter viele Kinder gezeugt unter welchen ich aus den Söhnen der jüngste war. Der älteste erbte die Güter und Namen meines Vaters, die andern musten Soldaten werden, ob sie gleich wenig Muth hatten, und ich sollte in ein Kloster, weil meine Mutter vorgab, eine Erscheinung vom heiligen Jago de Kompostella gehabt zu haben, der ihr offenbarte, ich würde ein grosser Heiliger werden, und viele Wunder wirken. Aus dieser Ursache hielt man mir einen geistlichen Hofmeister,

wel-

welcher mich in allen zum geistlichen Stande nöthigen Wissenschaften unterrichtete, wozu ich aber nicht viel brauchte. Ich würde auch gewis ausser schlecht lesen und schreiben, nichts erlernet haben, wenn nicht zu gutem Glükke ein Teutscher in dem Hause meines Vaters gedienet hätte, welcher mir heimlich in verschiedenen Wissenschaften Unterricht gab; und, da sich ihm bald die Kräfte meiner Seele entwikelten, mich auch denken lehrte, was mein geistlicher Hofmeister für das unnüzzeste Ding hielt: vermuthlich weil er selbst nicht denken konnte.

Je mehr mein Geist durch den Fleis des Teutschen gebildet wurde, je ekelhafter war mir der Unterricht meines Hofmeisters, und um so abgeschmakter fand ich seine Lehren. Ich muste mir oft den grösten Zwang anthun, um ihn anzuhören, oder um ihm nicht zu widersprechen. Da aber nur die geringste Muthmassung, daß ich anders, als mein geistlicher Hofmeister, denke, mir nicht nur allein die Gnade meines Vaters geraubet, sondern auch meinen rechtschaffenen Teutschen auf den

Scheiterhauffen gebrache hätte, so stellte ich mich immer, als wenn ich noch so sehr allem anhienge, was man mir so heilig, so nothwendig zur ewigen Seligkeit vorpredigte; und da weder mein Vater, noch mein Hofmeister nur das geringste vom Gegentheile muthmaßten, auch niemand im ganzen Hause wuste, daß dieser rechtschaffene Teutsche mir geheimen Unterricht ertheilte, so waren alle sehr erfreuet, da sie meine grosse Gelehrsamkeit sahen, welche nach ihrer Meinung darin bestand, daß ich alles, was mir der Hofmeister vorsagte, auf ein Jota nachschwäzzen konnte. Mein Vater nannte mich oft die Freude seines Alters, und meine Mutter umarmte und küßte mich herzlich, wobei sie mir zugleich mit einem prophetischen Geiste die Heiligkeit meines Grosvaters vorhersagte.

Ich erreichte endlich mein fünfzehntes Jahr, und fühlte die ganze Grösse, die Abscheulichkeit des Opfers, zu welchem man mich bestimmt hatte. Meine Mutter erzählte an meinem fünfzehnten Geburtstage die Erscheinung, welche sie gehabt

hatte. Mein Hofmeister ergriff diese Gelegenheit, mich zu ermahnen, die heilige Warnung zu nuzzen, und dem Winke zu folgen, den mir Gott selbst gäbe. Mein Vater bestättigte, was mein Hofmeister gesagt hatte, und mein Mutter lobte mich, daß ich den Vorsaz gefaßt habe, den Strikken des Teufels und den Versuchungen der Welt in einem Kloster zu entgehen, und gab mir zu diesem heiligen Berufe ihren ganzen mütterlichen Segen. Es ward nun fest beschlossen, ich müsse ins Kloster, und keinem fiel es ein, mich zu fragen, ob ich auch hinein wolle. Mein Hofmeister, ein Mönch, gab hievon den Bericht an sein Kloster, und vergas besonders der Erscheinung nicht, die mein Mutter gehabt hatte. Der Abt versammelte das Konvent, und dieses beschlos, nachdem es vorher genau berechnet hatte, wie viele Wahlfahrten järlich zu mir angestellet werden, und wie einträglich ihnen meine Wunderwerke sein könnten, den künftigen Heiligen in ihren Orden und zwar ohne Mitgabe aufzunehmen, welches sonst nie geschieht. Sie säumten nun nicht, aus Furcht ein anderes Klo-

ster könnte ihnen vorkommen, wenn es von meiner bevorstehenden Heiligkeit hörte, meinem Vater den Antrag zu machen. Dieser, ganz erfreut, daß er mir nichts mitgeben dürfe, schlug mit beiden Händen ein, und mir wurden noch acht Tage gegeben, in der Welt zu bleiben.

So muß es einem sein, der zum Tode geführt wird, und heute denkt: Morgen stirbst du unter der Hand des Henkers! als es mir war, da der lezte Tag heran kam, an welchen ich lebendig begraben werden sollte. Abends vorher hatte mein redlicher Teutscher noch die Gelegenheit, mich ohne Zeugen zu sprechen. Er umarmte mich mit Tränen, und nachdem er einige Minuten an meinem Busen geweinet hatte, sprach er sehr gerührt zu mir: Sie gehen mein lieber Giuseppo (denn dies ist mein Name) und meine Augen werden Sie nicht mehr sehen! Sie gehen an einen Ort, wo Unthätigkeit des Geistes die erste Vollkommenheit ist, die man von Ihnen fordern, und wo jede Seelenkraft mit Gewalt erstikt werden wird. Nuzzen Sie die wenigen Lehren in Geheim, die

ich

ich Ihnen gab, da es Ihnen nicht wird erlaubt sein, einen öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Sein Sie im Innern Ihrer Seele weise, indem Sie sich äusserlich stellen, Ihren Brüdern ähnlich zu sein. Nehmen Sie sich aber ja in acht= merken zu lassen, daß sie mehr, als diese, wissen; denn dadurch wird man am ersten in den Klöstern von den andern verachtet, verfolgt, und von den Obern gedrükt! O lieber Giuseppo! gerne hätt' ich Sie in der Welt gesehen. Welch ein Mann wär' aus Ihnen geworden! Welch grosser, allumfassender Geist! Welche Fähigkeit! und das muß izt alles im Kloster erschlaffen. O Schande, Schande! Warum kann ich Sie nicht retten! — Aber, Giuseppo, sollten Sie eine Gelegenheit finden, sich einem Joch entreissen zu können, für das Ihre Seele zu groß, zu edel ist, um es zu tragen, ergreifen Sie sie; und solten Sie meiner Dinste hiezu nöthig haben, lassen Sie mich es wissen, ich will mein Leben daran wagen, um der Welt einen Mann zu erhalten, den die heilige Einfalt in einen Mönch metamorphosiren will!„

— — Er verlies mich sehr gerührt, weil

eben andere Bediente herzu kamen, von mir Abschied zu nehmen, und seit dieser Stunde hab ich ihn nicht mehr gesehen. Aber ewig wird sein Andenken in meiner Seele leben. Nie werde ich seiner Liebe zu mir vergessen, und stets dem Manne danken, welcher den ersten Grund zu meiner izzigen Glükseligkeit geleget hatte.

Der Tag erschien, und ich wurde mit vielem Pomp in den Kerker geführt, der mir am gräslichsten aus allen schien, weil er wider die Ordnung ist, die Gott unter den Menschen eingeführt hat. Die Brüder des Klosters empfingen mich, als einen künftigen Heiligen, mit vieler Ehrfurcht. Das schüchterne, das matte und niedergeschlagene meiner Blikke, welches von dem Widerwillen, den ich gegen das Kloster hatte, herrührte, wurde von allen für eine untrügliche Spur meiner innern Heiligkeit gehalten; ja einige betheuerten sogar, sie hätten, als ich eintrat, einen goldenen Schein um mein Haupt gesehen. Ich wurde alsobald mit vielem Jubel eingekleidet, und trat mein Probe-

jahr

jahr an, welches mir aber, als einem Heiligen, sehr erleichtert ward.

Da Ich aus dem Probeiahr kam, wurde ich in die Geheimnisse und Regeln des Ordens innizíiret; und nun lernte ich erst die Tugenden des Klosters kennen. Neid, Haß, Misgunst, Zank, Stolz, Rachsucht, Mismuth wohnten in den Zellen der Geistlichen. Einer verfolgte den andern, und that, was ihm verdros. Ohngeachtet aller meiner Heiligkeit, die man bei mir vorhersah, konnte, ich doch nicht ihren Verfolgungen entgehen. Einige beneideten mich um die Ehre eines Heiligen; andre suchten meine Tugend durch ihre Verleimdungen zu verdunkeln, andere misgönnten mir die Gunst meiner Obern, und dichteten mir alle ihre Laster an, um mich zu stürzen. Ein einziger schien diese Tugenden der Mönche zu verabscheuen. Ich sah ihn stets allein und von den andern Brüdern abgesöndert. Die melancholischen Züge seines Gesichtes, ließen mich glauben, daß er mit seinem Stande eben so unzufrieden sei, als ich.

Ich fand ihn einmal im Garten ganz allein. Er hatte ein Buch in der Hand und las. Ich ging auf ihn zu. Er erschrak, da er mich sah, und wolte das Buch geschwind verstekken. Ich redete ihn an. Er las die Gesinnungen meines Herzens in meinen Minen, und seine Furcht verschwand. Er gestand mir, daß seine Eltern ihn gezwungen hätten ins Kloster zu gehen; daß er nie eine Lust gehabt hätte, den Menschen zu verleugnen, weil er stets überzeugt gewesen wäre, daß der Mann zur Gesellschaft des Weibes geschaffen sei, und das folglich, den Trieb zur Begattung erstikken wollen, eben so viel heisse, als das verbessern, was Gott gemacht hat. Glauben Sie mir, mein Bruder, fuhr er fort, ich habe durch meine Vernunft, durch langes Nachdenken eingesehen, daß alles, was man uns zu überreden sucht, eitles Hirngespinst sei, welches die Alten aus was immer vor einer Ursache erdichtet haben, und das sich durch nichts erhält, als weil es eine alte Lüge und Alfanzerei ist.

Die Vernunft, fiel ich ihm ein, hat mir das nemliche gesagt, und ich glaube sie sagt es einem jeden, der sie darum frägt, und auch hört. Sie hat mir gesagt, daß es hinlänglich sei, dem Wesen aller Wesen zu gefallen, wenn man sich bestrebt, rechtschaffen und tugendhaft zu sein, welches schon zur Glükseligkeit hienieden nöthig ist. Warum wollen wir also, oder, wie die Geistlichen sagen, sollen wir ihre Stimme nicht hören? Ist sie zu schwach, zu eingeschränkt uns zu leiten? Was kann uns ausser ihr zur Führerin dienen? Soll ich meiner eigenen Vernunft weniger trauen, als der Vernunft eines anders? Mich kann die meinige täuschen. Gut! Wer bürgt mir dafür, daß die Vernunft eines andern nicht irre? Wer kann mich von der Unfehlbarkeit seiner Meinungen überzeigen? Oder warum soll ich in dem wichtigsten Punkte meines Lebens, von dem der gröste, der einzige Theil meiner Glükseligkeit abhängt, warum soll ich just hier die Vernunft nicht brauchen können, da ich sie zu allen andern minder wichtigen Dingen brauchen muß? Soll mir der Schöpfer zur

Er-

Erreichung des Ziels meines Dasein ein unvollkommenes Mittel, oder eines, das ich dazu gar nicht brauchen kann, gegeben haben? Nein, nur die Vernunft kann, nur sie muß die einzige Führerin unsrer Handlungen sein, wenn wir glüklich sein wollen.

„Ach Sie haben Recht, sagte er, aber was können wir an einem Orte thun, wo man uns zwingt, der Vernunft abzuschwören?“

Da ich merkte, daß er eben so wenig, als ich, Neigung zu dem Mittelstande zwischen Mensch und Engel hatte, der so viel Werth ist, als der Stand des Maulthiers, das weder Pferd, noch Esel ist; so gab ich ihm den Rath, mit mir bei der ersten Gelegenheit von einem Orte zu entfliehen, wo weder Vernunft noch wahre Tugend wohnt. Er willigte in den Vorschlag, und wir beschlossen, es so bald, als möglich, zu thun.“ Aber, fragte er mich, wie werden wir das können?“

Sehr leicht, sagte ich. Ich will mich der mir angedichteten Heiligkeit zu unserm Besten bedienen, und die Mönche durch einige Blendwerke, die sie für Wunder halten werden, in ihren Glauben befestigen. Glauben sie nicht, fuhr ich fort, da ich bei ihm einige Bedenklichkeiten merkte, daß es mir schwer sein soll das zu thun! Nie findet der Aberglaube mehr Eingang bei den Menschen, als wo Dumheit, oder Eigennuz sie verhindert, die Wahrheit zu sehen; und dies ist hier gerade der Fall. Der Laie wird nicht sehen, weil er dumm ist, und man sorgfältig darauf achtet, ihn bei seiner Blindheit zu erhalten; und der Geistliche wird nicht sehen wollen, weil sein Eigennuz gute Rechnung zu finden hoft; oder er wird wirklich nicht sehen, weil er zugleich dumm und eigennüzzig ist

Joikondo (dies war der Name dieses weisen Mannes) willigte nun in alles, und wir überdachten unsern Plan.

Da wir alle nöthige Maasregeln genommen hatten, so schritt ich zu meinem

er-

ersten Wunderwerk, welches mich in den Ruf der Heiligkeit sezzen sollte. Ich weis, daß sie keine förmliche Erzählung von mir fordern, durch welche Blendwerke ich den Abt und das ganze Konvent getäuscht habe. Es war an sich selbst so was Abgeschmaktes, daß ich mich noch izt darüber ärgere, wenn ich überdenke, daß die Menschen so dumm sein können, sich durch solche Blendwerke betrügen zu lassen. Genug es gelang uns, alle bei der Nase zu fassen, und hinzuführen, wohin wir sie haben wollten. Die Brüder staunten meine Wunderwerke an, und lobten Gott, daß er ihren Orden mit einem neuen Heiligen gezieret habe.

Ich und Joikondo kamen nun täglich im Garten zusammen. Wir lachten über den dummen Aberglauben unsrer Brüder, und beschlossen mit nächstem das Kloster zu verlassen.

Einmal überredet ich den Abt, ich hätte eine Erscheinung gehabt, worin mir befohlen worden wäre, eine Wallfart nach Kompostella zum Grube des Apostels Jago

zu

zu machen, und bat mir den Bruder Joikondo zur Begleitung aus. Der gute Abt sezte kein Mistrauen in meine Heiligkeit. Er versah uns mit dem nöthigsten, was wir zur Reise brauchten, gab uns eine ansehnliche Summa Geldes mit, und ließ uns, nachdem er sich in mein heiliges Gebet empfolen hatte, ich und Joikondo aber in die Gelder des Klosters, von dessen Schäzzen wir einen Vorrath mit nahmen, in Frieden ziehen.

Froh, dem Joche dieser Sklaverei unsern Nakken entzogen zu haben, gingen wir nach Frankreich. Joikondo hatte ansehnliche Freunde daselbst, die uns bei Hof einführten, und bei allen Grossen des Reichs bekannt machten. Man fand, daß wir dem Staate Dienste leisten könnten, und gebrauchte uns zu verschiedenen Geschäften; da wir sie aber vollendet hatten, lies man uns in Gnaden ziehen, unter dem Vorwande, — man habe unser nicht mehr nöthig. Dieses Betragen erregte unsern ganzen Unwillen, und wir beschlossen, keinem Hofe mehr zu dienen, sondern unsre Dienste Privatpersonen anzubieten.

Wir kammen nach * * Joikondo, der grosse Fähigkeiten, eine ausgebreitete Kenntnis in allen Wissenschaften und viele Weisheit hatte, trat bei einem Buchdrukker ein. Dieser Mann machte ihm viele und ahnsehnliche Verheissungen, und versprach ihm, wie man im gemeinen Sprichworte sagt, goldene Berge. Joikondo hielt das Wort eines Mannes für heilig. Er arbeitete Tag und Nacht unermüdet fort, und lieferte einige gute und trefliche Bücher. Seine Werke wurden mit vielem Beifalle aufgenommen, und in einer kurzen Zeit die ganze Auflage von einigen tausend Exemplaren aufgegriffen. Der Buchdrukker bereicherte sich dadurch und — hielt nichts von allem dem; was er versprochen hatte. Ich übernahm indessen die Stelle eines Hofmeisters bei einigen Kindern. Ich fand, daß meine Zöglinge sehr vernachlässiget waren. Die Art, wie man sie bisher erzogen hatte, war schlechterdings nichts nüzze. Ich that Vorschläge; aber der Vatter war ein Narr, glaubte viel zu wissen, weil er viel gelesen, aber nichts verstanden hatte, und die ganze Familie besaß Eigendünkel und vorgefaßte Meinun-

gen

gen. Man wollte mich hofmeistern, anstatt daß ich es bei den Kindern thun sollte. Ich sah, daß alles verlorne Mühe sei, und ging meines Weges.

Wir verliessen Pr. * * und reisten nach S * * * * Joikondo glaubte nun klüger zu sein. Er wollte dem blossen Worte eines Mannes nicht mehr trauen, sondern alles schriftlich haben: dadurch glaubte er gegen allen Betrug gesichert zu sein. Er trat mit einem ansehnlichen Manne in eine Handlungsgesellschaft. Beide errichteten mit einander einen schriftlichen Vertrag. Jeder legte drei tausend Thaler ein. Der Gewinst war reichlich zu hoffen; allein Joikondo welcher die Menschen nicht kannte, und sich ein zu vortheilhaftes Bild von ihnen gemacht hatte, war in allen den Ränken unerfahren, und wuste die feine Wendung nicht, die im Vertrage angebracht war, vermög welcher seinem Handlungsgespan der ganze Gewinst zufiel. Zwei Jahre verflossen, ohne das Joikondo einen Pfennig erhielt. Er forderte die Theilung des Gewinstes. Er ward ihm abgestritten. Er berief sich auf den Vertrag. Dieser

wurde herbeigehollet, und ihm deutlich daraus vordemonstrirt, daß er nichts bekommen könne. Joikondo schrie über Ungerechtigkeit, über Betrug. Es half nichts. Er wurde damit getröstet, sein Recht vor Gericht zu suchen, wenn er welches habe. Er nahm sich einen Advokaten auf. Dieser versicherte ihn, er habe die gerechteste Sache; er müsse ganz sicher gewinnen. Es kam zum Prozeß. Einige hundert Thaler wurden von den Gesezen verschlungen, und zulezt das Recht dazu, und er muste froh sein, mit einem Verluste von tausend Thalern davon zu kommen.

Inzwischen hatte ich mit einem dem Anscheine nach rechtschaffenen Manne Bekanntschaft gemacht. Er hatte eine wohlgebildete Tochter. Sie besaß Wiz und viele gute Eigenschaften. Das Mädchen gefiel mir. Ihr Vater war in schlechten Umständen. Ich riß ihn heraus. Man versprach mir das Mädchen. Die Tochter schwur mir ewige Liebe, betheuerte, daß sie ohne mich nicht leben könnte. In vierzehn Tagen sollten uns unauflösliche Bande vereinigen. Indessen kam ein andrer Werber. Er

Er hatte mehr Vermögen, als ich; war im Lande angesehen, hielt um das Mädchen an, und bekam sie zum Weibe. Ich wurde abgewiesen, weil man dieses Glük nicht aus den Händen lassen konnte. Ich machte der Ungetreuen Vorwürfe, und wurde von der, die mir erst vor einigen Tagen ewige Liebe schwur, für die ich alles gethan hatte, die ich nebst ihrer Familie dem äußersten Elende entriß, izt zum Dank — verlachet.

Abermal von den Menschen und obendrein von dem Geschlechte, auf dessen Zärtlichkeit wir alles bauen, getäuscht, verließ ich und Joikondo S * * *. Der Ruf eines benachbart Fürsten lokte den Joikondo in sein Land. Man rühmte die Freiheit, welche daselbst jeder habe: ungescheut die Wahrheit sagen und schreiben zu dürfen. Ein Volk, das ein Freund der Wahrheit ist (dachte Joikondo) muß rechtschaffen sein, sonst würd' es die Wahrheit fürchten; denn nur der Weise allein kann ihre Gegenwart vertragen, dem Narren, dem Lasterhaften ist sie unerträglich. So ein Volk muß glüklich, und unter

einem solchen Volke leben Seligkeit sein. Er beschloß daher seine Tage in diesem Lande in Ruhe zu geniessen. Welche freudige Szenen versprach er sich nicht schon zu erleben! " Sehen Sie, sagte er zu mir, sehen Sie doch einmal ein Land, wo wir Menschen finden werden. Ich wuste daß es welche geben müsse!"

Ich war von Natur mistrauischer, als Joikondo, der zum Unglükke alle Menschen immer nach sich beurtheilte. Er warf mir oft mein Mistrauen gegen die Menschen vor, wenn ich ihm sagte, daß ich verzweifle, je wahre Menschen zu finden, und rechnete mir das zum Fehler meines Herzens, was bei mir Folge der Erziehung war. Mein redlicher Teutscher hatte mir die Menschen schon halb im Schattenrisse gezeichnet, und mir auch zugleich Mistrauen gegen sie eingeflösst. Die Selbsterfahrungen, die ich izt unter ihnen gemacht hatte, vergrösserten selbes noch mehr, und ich gab alle Hofnung auf, jemals Menschen zu finden. Joikondo kannte hingegen die Menschen nicht anders, als nach dem Ideale, das er sich anfangs

selbst

selbst von ihnen gemacht hatte; und da er selbst ein redlicher, rechtschaffener, weiser Mann war, so konnt' es nicht anders kommen, als daß er sein Ideal, da er es nach sich modelte, ganz vollkommen machte. Nun geben wir aber nie gerne unser Ideal auf, das wir uns von einer Sache geschaffen haben; und darum konnt' er sich auch nie überreden, daß es nicht irgendwo Menschen geben sollte, die so wären, wie er sie in seiner Einbildungskraft herumtrug, ob er gleich schon so oft von Ihnen betrogen ward. Selbst dann noch, da die traurigen und manigfaltigsten Erfahrungen ihn belehrten, wie sehr er sich in seinem Ideale von den Menschen getäuschet habe, konnt' er es doch nicht ganz glauben daß es nicht irgendwo ein Land geben sollte, wo Menschen wohnen; und er glaubte, daß es ganz sicher eines geben müsse; nur daß es ihm unbekannt sei. Lange war es sein Stekkenpferd, dies unbekante Land zu entdekken; aber — wer hätt' ihm das Luftschief verschaft *), in den Mond segeln zu kön-

*) Schade, daß damals Herr Montgolfier nicht lebte! A. d. H.

können? Auf unsrer Erde wird es schwerlich zu entdekken sein. Wie gesagt, ich hatte keinen Glauben mehr an Menschen, und darum sagt' ich: — Wenn wir nur nicht wieder —

"Getäuscht werden! (fiel Joikondo mir ins Wort) das wollten Sie doch sagen. Aber wie können Sie, lieber Giuseppo, so wenig Gutes von dem Menschengeschlechte denken! Gestehen Sie immer, daß Sie den Menschen in dem Lande, wohin wir izt reisen wollen, zu viel thun, wenn Sie gegen sie mistrauisch sind!"

Ich wollte wünschen, sagte ich, daß ich mich in meinem Argwohn täuschte! Ich wollte gerne öffentlich gestehen, daß ich mich in meinem Urtheile von den Menschen betrogen habe; denn wenigstens würde mir dieser Betrug weniger schaden, als wenn ich noch einmal von den Menschen sollte betrogen werden.

"Bedenken Sie aber doch, daß Menschen, welche gerne die Wahrheit hören, wirklich Menschen sind. Denn angenommen

men, daß auch einige aus Unwissenheit fehlen; so wird ein rechtschaffener Mann aufstehen, ihnen die Wahrheit, von der sie sich verirret haben, zeigen, sie werden sie sehen, und ihr folgen. Es wird also Schwachheit, aber keine Bosheit bei ihnen zu finden sein."

Wenn ich aber wieder bedenke, wie oft wir schon von den Menschen hintergangen wurden; so find' ich immer, daß ich mehr Grund habe, gegen sie argwöhnisch zu sein, als ihnen viel Gutes zu zutrauen.

„Nun ja, wir sind von den Menschen betrogen worden; aber können wir daraus schlüssen, daß alle verdorben sind? Vielleicht sind uns die unendlichen Guten unbekant geblieben, und unser Schiksal hat uns just mit dem kleinen Theil der Auswürflingen bekannt gemacht. Und muß man nicht vielmehr die Schuld der verderbten Sitten dieser wenigen Menschen dem beimessen, daß man bei ihnen die Wahrheit nicht laut sagen darf? Denn gewis ist es, daß

die Menschen, welchen verboten ist, die Wahrheit ungeheichelt zu hören, und ohne Schminke zu sehen, immer verdorben sein müssen. Aber das haben wir in dem Lande, wohin wir reisen, nicht zu fürchten, da darf ja jeder die Wahrheit öffentlich sagen, darf sie frei schreiben, da können also die Menschen auch nicht so verdorben sein."

Geb' es der Himmel, sagt' ich, daß Sie Recht, und ich Unrecht hätten!

"Das werden Sie auch haben, und Sie werden sehen, daß die meisten Menschen vollkommen sind, nur wir haben sie noch nicht kennen gelernt."

Und werden sie auch nie, dacht' ich, ausser in Utopien, kennen lernen. Unter diesem kleinen Streite erreichten wir endlich die Grenzen dieses so sehr gelobten Landes, und in wenigen Tagen die Hauptstadt. Wir mietheten uns eine bequeme Wohnung, und unser erstes war, Gesellschaften zu besuchen. Uiberall, wohin wir kamen, hörten wir die Wahrheit bis an

die Wolken erheben. Man sprach sehr frei von den Fehlern anderer Nazionen; tadelte die Vorzeit; ja selbst die Könige wurden nicht verschont. Man sprach von ihren Tugenden und Lastern mit gleicher Unpartheiligkeit, und mit eben derjenigen Freimüthigkeit, als von den geringsten Bürgern. Joikondo war über alles entzükt, was er nur hörte — — "O welche Menschen, rief er aus, da wir nach Hause kamen, welche Menschen! So vollkommen, als ich mir sie vorgestellet habe! Sehen Sie, fuhr er fort, indem er mich bei der Hand ergrif, sehen Sie, Sie haben Unrecht! Haben Sie's gehört, haben Sie's gesehen, wie frei die Wahrheit überall einhertrat? Selbst Königen stellte sie sich ungescheut unter die Augen. O das ist viel, wenn man Königen die Wahrheit sagen darf! Ja, das sind Menschen, wie ich wuste, daß es welche geben müsse." — Ich — schwieg. Aber als wir bald hernach all die Fehler bei diesem Menschen fanden, wie wir sie bei andern gefunden hatten, da nahm ich das Wort, als wir allein waren.

Joi-

Joikondo, Joikondo, haben Sie bemerkt, haben Sie beobachtet, daß die Menschen auch hier — Menschen sind?

"Und was wollen Sie damit? Ist die Schuld an ihnen? Gewis nicht! Diese Menschen hier sind begierig, die Wahrheit zu hören; sie würden ihrer Stimme folgen, wenn man sie ihnen nur zeigte. Ihre Fehler sind also nur Schwachheit, die daher entspringt, weil noch keiner aufgetreten ist, der ihnen die Wahrheit gesagt, und ihre Fehler angezeiget hat. Lassen Sie uns diese Mühe übernehmen, lieber Giuseppo! Wir wollen diesen wahrheitsbegierigen Mitmenschen dieselbe vorhalten, wollen sie freundschaftlich ihrer Fehler wegen strafen, und Sie sollen sehen, daß sie sich nicht nur allein bessern, sondern uns auch noch dafür danken werden, daß wir ihnen die Wahrheit gezeigt haben."

Sollen diejenigen, die so genau die Fehler anderer Nazionen kennen, und so strenge zu tadeln wissen, nicht auch die ihrigen sehen? Sollen sie, die andern die Wahrheit vorpredigen, sich nicht selbst die

Wahr-

Wahrheit sagen können? Ich glaube, sie müßten beides, wenn sie vernünftig wären. Ich muß die Wahrheit selbst kennen, wenn ich sie andern predigen will; ich muß meine eigene Fehler schon gebessert haben; eh ich die Fehler eines andern rüge; oder ich bin ein Narr, daß ich mich mit andern mehr beschäftige, als mit mir selbst; daß ich andere suche vollkommen zu machen, und meine Selbstvollkommenheit vernachlässige. — — Allein ich hätte dies und noch mehreres sagen können. Joikondo war zu verliebt in sein Ideal, welches er von den Menschen gefaßt hatte, als daß er die Hofnung sobald hätte aufgeben sollen, es jemals zu finden, vielmehr glaubte er ganz zuverlässig, es hier gefunden zu haben. Er ließ nicht nach in mich zu dringen, bis ich's ihm versprach, gemeinschaftlich mit ihm den Menschen die Wahrheit öffentlich zu sagen. Wir schrieben beide. Joikondo in einem sanften Vatertone, ich etwas bitter. Nun wurden unsere Werke gedrukt. Die Wahrheit war klar und deutlich gesagt: das Laster in seiner ganzen Gestalt, so häßlich, als es wirklich ist, geschildert. Joikondo erwartete den Erfolg

mit

mit größter Sehsucht, versprach sich die beste Wirkung, und hofte den größten Dank; ich erwartete, versprach mir, und hofte — nichts. Kaum waren unsre Werke bekannt, kaum in den Händen einiger Leser, die sich getroffen fanden, als man mit einer unglaublichen Wuth wider uns zu Felde zog. Wir wurden verklagt, der Himmel weis welcher Verbrechen wider den Staat und Monarchen besuldiget, und aus besonderer Gnade des Landes verwiesen, weil wir die Wahrheit geschrieben hatten. Vergebens beriefen wir uns auf die Presfreiheit: unsre Einwendungen waren umsonst. Wir musten binnen acht und vierzig Stunden die Stadt, und binnen vierzehn Tagen das ganze Land meiden.

O Joikondo, Joikondo, sagt' ich, sehen Sie, ob ich mich in meinem Urtheile von den Menschen getäuscht habe! Was ist in diesem Lande die grosse Wahrheitsliebe? Was die so sehr gepriesene Presfreiheit? Es ist wahr, man kann allen fremden Nazionen die Wahrheit sagen, kann ihre Fehler tadeln, aber nur den

Ein-

Einwohnern dieses Landes muß man sie verschweigen; nur ihre Fehler ungerügt lassen; und so sind sie noch größere Narren, als andere Menschen, weil sie leiden, daß man allen, nur ihnen nicht, die Wahrheit sagen darf. Joikondo wollte gerne was einwenden, aber er konnte nicht; denn er sah, daß ich Recht hatte: doch konnte er seinem Ideale noch nicht völlig entsagen.

„Wir haben uns auch hier in den Menschen getäuscht, sagte er nach einer kleinen Pause, aber deswegen müssen wir noch nicht denken, als wenn es gar keine vollkommenen Menschen gebe. Lassen Sie uns in ein anderes Land reisen! gewis wir werden da Menschen antreffen, die —"

So sind, wie die andern fiel ich ihm ein.

Wir zogen nun von einem Lande ins andere. Wir wurden geehret, verachtet, verfolget, wie es die Menschen zu ihrem Vortheile gut fanden. Uiberall glaubte Joikondo in einem andern Lande bessere

Men-

Menschen anzutreffen; aber er fand sie überall gleich: Thoren, Schurken, schändliche Bösewichter, die ihre Nebenmenschen ihrem Nuzzen ohn' alles Bedenken aufopferten; die gleich stark ihren Vorurtheilen und angenommenen Meinungen anhingen, und alle, die sich davon losreissen wollten, mit der äusersten Strenge verfolgten. Der ganze Unterschied, den wir unter ihnen fanden, war, daß sie in ihren Thorheiten, und ungereimten Vorurtheilen nicht der nemlichen Meinung waren. Aber was nuzt das? Im Grunde bleibt es doch immer Thorheit und Vorurtheil, und dann ist es einerlei, ob man einer solchen, oder einer andern Thorheit wegen verfolgt wird.

Nachdem wir lange so herumzogen, die Menschen in allen Ständen, bei allen Nazionen kennen gelernt hatten, so schwächte sich das Ideal des Joikondo, das er sich von der Vollkommenheit der Menschen gemacht hatte, immer mehr und mehr, und er schränkte sich izt blos darauf ein: daß es zwar vollkommene Menschen geben müsse, daß es aber sehr hart sei, sie zu finden, und daß wir vielleicht aus einem

be-

besondern Schiksale sie just nicht finden sollen. Er sah nun endlich die Wahrheit ein, die ich ihm allzeit vorgeprediget hatte: daß der Vernünftige unter solchen Menschen, wie wir sie haben kennen gelernt, nicht glüklich sein könne; sondern daß er sich, so viel es nur immer die menschliche Natur zuläßt, von ihnen entfernen müsse. Müde also des Anbliks, statt Menschen, nur Menschengestalten zu sehen, beschlossen wir hier auf dem Lande unter dem am wenigsten verderbten Menschengeschlechte ein Häuschen zu kaufen, und da, in uns selbst zurükgezogen, zu leben. Diese Hütte, dieser Garten und einige Morgen Landes wurden uns für das bischen Metal, das wir noch hatten, überlassen. Froh, nun der ächten Ruhe zu geniessen, waren izt unsre Stunden zwischen der Arbeit und dem Studieren getheilet. So lebten wir einige Jahre, und genossen des glükseligsten Lebens; denn wir waren gewis aus allen Menschen die zufriedensten.

Wie aber nichts auf der Welt einigen Bestand hat; denn ach mein Freund, dies

ist das unglükliche Loos des Menschen! so war auch unser Vergnügen von einer kurzen Dauer. Joikondo, der seine Hofnung noch nicht völlig aufgegeben hatte, daß wo ein Land sein müsse, wo wahre Menschen zu finden sind, sprach sehr oft, und zwar immer mit vielem Enthusiasmus von der Glükseligkeit, die in einem solchen Lande herrschen müsse." Wir sind glüklich (sagte er einmal zu mir, da wir Abends nach der Arbeit im Winter am wärmenden Feüer des Kamins sassen) wir sind glüklich, lieber Giuseppo! aber würden wir nicht noch glüklicher sein, wenn wir unter Menschen leben könnten, die so vollkommen sind, als ich gewis glaube, daß es welche gebe? Es ist wahr, die Einsamkeit hat viele Reize für den Weisen, besonders wenn er so glüklich ist, einen solchen Freund zu haben, wie mir der Himmel in Ihnen geschenkt hat; aber doch ist das gesellschaftliche Leben mit unendlich grössern Vorzügen begabt. Denken sie sich statt eines Freundes alle Menschen zu Freunden zu haben, und wieder der Freund aller Menschen zu sein; wenn man sich da im Zirkel versammelt; jeder lehret, und wieder

be-

belehret wird; verträuliche Gespräche den Stunden des Tages Flügel geben; alle Theil sowohl an unsern Freuden, als an unsern Schmerzen nehmen, wir wieder die Freude aller mitempfinden, und bei ihren Tränen freundschaftlich mit weinen; in unsern Nöthen in unsern Betrübnissen bei allen Hülfe und Trost zu erwarten haben, oder allen alles dieses gegentheilig leisten; — O Freund, gestehen Sie, daß dieses Seligkeit sei, als das Glük, das wir in unsrer Einsamkeit genissen, wo sich unsre ganze Wirkkraft, unsre ganze Thätigkeit nur auf uns beide einschränkt!"

Sie haben recht Joikondo! so ein gesellschaftliches Leben, wie Sie izt geträumet haben, wäre das gröste Geschenk, welches die Natur ihren Geschöpfen hienieden hätte geben können, und der schändlichste Undank wär' es, dieses Geschenk von sich zu stossen; aber wo Joikondo, wo ist es zu finden?

„In dem Lande, wo es vollkommene Menschen giebt.“

Und dieses Land, wo ist es?

“ Vielleicht nicht so entfernt von uns, als wir es denken; vielleicht ist das angränzende Land mit vollkommeneren Menschen bevölkert, und unsere Schuld ist es, daß wir diese Glükseligkeit nicht geniessen, weil wir versäumen, dieses Land zu suchen. “

O Joikondo, wie oft hat uns dieses vielleicht schon getäuschet! Wie oft haben wir nicht gedacht: vielleicht sind in diesem, oder jenem Lande bessere Menschen! und wenn wir hinkamen, was fanden wir? Andere Menschen der Farbe, der Trachten, der äuserlichen Gebräuche nach, aber nicht unterschieden im Wesentlichen ihrer Handlungen; hierin waren sie sich alle gleich, alle so verdorben, wie die andern. Wollen wir noch auf ein vielleicht unser izziges Glük, unsre Ruhe, unsre Zufriedenheit auf's Spiel sezzen, um des Vielleichts wegen ganz gewis un-

glüklich, mismuthig und elend zu werden? Wollen wir der vielleicht bessern Menschen wegen, die wir daselbst zu finden glauben, uns um das wenige Vermögen, welches wir izt haben, von den gewis eben so boshaften Geschöpfen sicherer betrügen lassen, damit wir ganz elend werden? Nein, Joikondo! Lassen Sie uns hier abgesöndert von allen Menschen glüklich sein! Uiberdenken Sie alles! Sie haben mir selbst eingestanden, daß man unter solchen Geschöpfen, wie wir sie haben kennen gelernt, unmöglich glüklich leben könne. Warum wollen Sie diese Menschen wieder suchen? Weil Sie glauben, es sind noch wo bessere Menschen? O verbannen sie diesen Glauben, er ist falsch! Der Mensch ist überall Mensch, er wohne, wo er wolle. Uiberall gleich verdorben, gleich boshaft; eben so neidisch auf sein eigenes Glük, als auf das Glük seiner Nebengeschöpfe, genist er selbst keines, und läßt andere auch keines genissen.

"Ich sehe, Sie sind zu mistrauisch. Nun dann so muß ich Ihnen sagen, daß ich mit einem Menschen aus diesem Lan-

de gesprochen habe. Er begegnete mir auf meinem gewöhnlichen Spaziergange. O Giuseppo! Sie hätten den Mann reden hören sollen! So weise, so rechtschaffen! Dieser konnte mir nicht genug die Menschen in diesem Lande loben, wie edel, wie vollkommen sie sind! Er lud mich ein, mit ihm eine Reise dahin zu machen, um mich selbst zu überzeugen, daß es noch vollkommene Menschen gebe."

Trauen Sie ihm nicht, lieber Joikondo! Sein Lob ist Pralerei. Jeder lobt die Menschen seines Landes, und giebt sie für vollkommener aus, als die Bewohner andrer Länder, und das aus Vorurtheil, und günstig vorgefaßter Meinung für sein Land; im Grunde aber sind sie nie besser; ja oft noch schlimmer, als die andern. Warum wollen Sie sich noch einmal den Beschwerlichkeiten des Reisens aussezzen, um das zu erfahren, von dem Sie durch so vielfältige Erfahrungen ohnehin schon überzeugt sind? Haben uns die Menschen nicht schon genug betrogen, um noch zu zweifeln, für was wir sie halten sollen? Lassen Sie sich durch die

plat=

platten Worte dieses Mannes nicht täu-schen! alle stellen sich rechtschaffen und Freunde der Tugend zu sein, um unter dieser so ehrwürdigen Gestalt ihre schändlichen Absichten leichter verbergen zu können. Folgen Sie mir, lieber Joikondo! Geben Sie Ihr Ideal von vollkommenen Menschen auf! Hier werden Sie vergebens das Original dazu suchen. Lassen Sie die Menschen sein, was sie wollen! Lassen sie sich einander betrügen; beneiden, durch ihre Laster unglüklich machen, und freuen Sie sich, daß wir aller Gesellschaft entbehren können. Wer weis, welche Absicht dieser Mensch hat, die er durch Sie erreichen will. Vielleicht kennt er Ihre schwache Seite, und weis sich derselben zu bedienen, um Sie als Werkzeug zur Erreichung seiner Absichten zu brauchen. Vielleicht — doch was will ich Ihnen noch mehr sagen, wessen die Menschen alles fähig sind! Und wollten Sie ihm das Vergnügen verschaffen, daß er über Sie lachen könnte, wenn er Sie unglüklich gemacht hätte? Nein! Joikondo, diese Freude müssen die Menschen von uns nicht mehr hoffen! Wir müssen Ih-

Ihnen zeigen, daß wir sie kennen und — verachten! — — Ich suchte alles hervor, um ihn zu überzeugen, daß es verlorene Mühe sei, vollkommene Menschen zu suchen, und ihn von seiner Reise abzuhalten; aber es war vergebens.

„Nein, Giuseppo, sagte er mir, ich kann unmöglich glauben, daß es nirgends Menschen geben solle. Ich bin gewis überzeuget, daß ich sie in dem Land meines neuen Freundes finden werde. Lassen Sie mich mit ihm reisen! Es ist ja nur eine Zeit von etlichen Tagen. Ich will noch diese lezte Erfahrung machen, und sollt' ich die Menschen so finden, wie überall — welches aber nicht sein kann, — nun dann will ich mit Ihnen sagen: — es giebt keine!“

So reisen Sie, sagt' ich, da ich sah, daß er sich nicht zurük halten ließ, reisen Sie, um mir bei Ihrer Zurükkunft sagen zu können, was ich izt schon weis: auch diese Menschen sind — keine Menschen!

Joikondo richtete nun alles zusammen, was er auf seiner Reise bedurfte. Sein Reisegefehrte wannte alles an, um mich zu bereden, Ihnen Gesellschaft zu leisten; selbst Joikondo bat mich; aber ich verabscheute die Menschen zu sehr, um mich entschliessen zu können, wieder unter sie zu gehen. Da ich mich also weigerte, meine freundliche Hütte zu verlassen, so reiste Joikondo allein ab, mit dem Versprechen: mich längstens in acht Tagen abzuholen, um mit ihm in diesem Lande bei den vollkommenen Menschen zu wohnen. Aber, ach, ich hatt' ihn zum leztenmale gesehen! Es verflossen acht, vierzehn Tage, und Joikondo kam nicht. Alle Abend saß ich an der Stasse, harrte seiner Ankunft entgegen; aber immer must' ich allein in meine einsame Hütte zurükkehren. Ich bedauerte izt, daß ich ihn allein reisen ließ. Ich wollte mich schon auf den Weg machen, ihn aufzusuchen, als ich sein trauriges Schiksal vernahm. Man hatte erfahren, daß wir beide aus einem Kloster entwichen wären. In dem Lande hier haben die Geistlichen keine Macht. Man konnte uns also

so nicht mit Gewalt wegnehmen, sondern nur mit List ins Garn lokken. Darum suchte man uns beide in das angrenzende Land zu bringen, wo die Geistlichen die Obermacht haben. Ein Mönch ließ sich dazu brauchen. Dieser wuste den Joikondo durch seine Verstellung zu täuschen, und es gelang ihm, den rechtschaffensten Mann in die Hände blutdürstiger Geistliche zu liefern. Kaum war Joikondo über den Grenzen, als er gefangen und in ein Kloster zur Verwahrung gebracht wurde, wo man ihn vermuthlich unter der Maske des heiligen Eifers der mönchischen Wuth aufgeopfert hat. Durch seinen Tod ließ er mich auf der ganzen Welt allein zurük; denn ich betrachte mich nun gegen alle Menschen als fremd. Ich bringe mein Leben auf eben die Art zu, wie mit Joikondo: ich arbeite und studiere. Meine Ruhe, meine Zufriedenheit wächst mit meiner Vernunft. Ich erkenne täglich immer mehr diese grosse Wahrheit, die die Menschen aus blindem Vorurtheile nicht sehen wollen, weil ihre Ureltern sie auch nicht sahen: daß ein höchstes, vollkommenes Wesen

sei, dessen Güte alles erhält; daß der Rechtschaffene gewis nach dem Tode die Belohnung zu hoffen, so wie der Lasterhafte auch eine Strafe zu fürchten habe; obschon diese Strafe vielleicht nicht ewig sein wird; denn wer kann sagen, was diese Strafe ist, und wie lange sie dauern soll? Daß auf die Belohnung jenseit des Grabes jeder Rechtschaffene Anspruch machen könne; daß die Tugend schon zur Glükseligkeit dieses Lebens nöthig sei; und daß das Laster seine Bestrafung schon hier nach sich ziehe.

So fliessen meine Tage ruhig und still, wie ein heller Bach, der sich unbemerkt zwischen Blumen über den weissen Sand ohne Geräusch schlängelt, in die Ewigkeit hinüber. Nichts störet mein Glük, meine Zufriedenheit. Ich denke an jedem Abend so heiter des Tages, der zu seinen andern Brüdern hinüberzog, ohne ihn zurük zu wünschen, als der Mensch nur immer sich froh an einen Tag erinnern kann, der aus der Zahl seiner Lebenstage ausgestrichen worden ist. Dreimal in der Woche besuch' ich das Grab, wel-

ches

ches ich meinem toden Freunde errichtet habe, dessen Lehren ich meine izige Ruhe zu verdanken habe; denn wirklich Joikondo war der weiseste Mann, denn ich kennen gelernt habe. Es war ihm hell, wie das Licht, was Wahrheit sei, und er bezeigte es durch seine Handlungen. Sein zu gutes Herz war sein einziger Fehler. Er konnte nicht glauben, was ihn die Erfahrung lehrte, daß es keine Menschen gebe, weil er es für eine Lästerung des Schöpfers hielt, daß Geschöpfe das nicht sein sollten, zu dem sie bestimmt sind. Ihm hab' ich die Ruhe meines Herzens, und das Licht meines Verstandes zu danken. Auf diesen von mir errichteten Grabeshügel sez' ich mich dann, überlasse mich ganz den Empfindungen meines Herzens, weine eine Träne des Danks und der freundschaftlichen Erinnerung darauf, und freue mich der Stunde, die mich mit ihm wieder vereinigen wird.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Eine Wallfahrt ohne wächserne und silberne Opfer.

„Verzeihen Sie, sagte Giuseppo zu meinem Onkel, da sie vom Tische aufstanden, verzeihen Sie! Heut' ist eben der Tag, an welchem ich pflege zu dem Grabe meines Freundes zu wallfahrten. Ich werde Sie schon allein lassen müssen; denn ich zweifle, ob Sie mir dahin werden Gesellschaft leisten wollen. Ein Grab ist für Geschöpfe Ihrer Gattung eben kein angenehmer Aufenthalt? Die Gedanken, die bei dem Anblikke eines Grabes in unsrer Seele aufsteigen, sind einem Esel immer unausstehlich. Sie werden mir also verzeihen, daß ich Sie allein lasse."

Wenn es Ihnen nicht zur Last fällt, erwiederte der blaue Esel, so werd' ich Sie begleiten; denn ich kann Sie versichern,

chern, ich halte mich recht gerne um Gräber auf. Es ist immer so meine Freude an den Tod zu denken weil ich gar nicht diese Meinung vom Tode habe, welche andre Esel von ihm haben.

„Wenn Sie mich begleiten wollen, lieber junger Freund, so vergrössern Sie meine Wonneempfindung, die sich stets in meiner Seele ergießt, wenn ich auf dem Grabeshügel des Joikondo sizze. Gewis für den Weisen ist ein Grab entzükkender, als alle die rauschenden Ergözlichkeiten, denen die Thoren so nachfliegen. Es ist der Ort, wo wir Weisheit für die Seele, und Ruhe für das Herz erlangen können. Wir lernen bei einem Grabe mehr, als vom Katheder des gelehrtesten Professors, und unser Herz, wenn es auch noch so sehr von Leidenschaften herumgetrieben wird, fühlt hier eine plözliche Stille, findet einen sichern Hafen am Grabe, wo es vor allen Stürmen menschlicher Begierden geschüzzet ist. Nie kehr' ich von einem Grabe zurük, ohne weiser und ruhiger zu werden. — O

was

was ist das für eine herrliche Sache um ein Grab!“

Beide traten nun ihre Wallfahrt an, ohne Kreuz und Fahnen, ohne gepuzte Bilder, aber mit einer Andacht, daß ich zweifle, ob je eine Prozession mit größerer Auferbaulichkeit gehalten wurde? Einige hundert Schritte vom Garten war ein nahgelegenes Gebüsch. Ein heiliges Dunkel herrschte darin, und selten brach ein einsammer Sonnenstral durch die dik in einander gewebte Aeste, der sich aber gleich wieder zurük zog, um diese heilige Nacht durch sein Licht nicht zu stören. Melancholische Töne der Nachtigall unterbrachen bisweilen die feierliche Stille, oder die einsamme Taube girrte manchmal traurig um den verlornen Gatten. Ein heiliger Schauder ergrif die Seele, sobald man eintrat, und Bilder des Todes umschwebten sie, je tiefer man kam. Alles war Tod, alles ähnlich der Ruhe im Grabe. In der Mitte dieses Gebüsches hatte Giuseppo das Grabmal seines Freundes errichtet. Das wenige Licht verlor sich, je näher man zu selbem kam, und

das

das Grab selbst war ewige Nacht. Bis dahin hatte weder die Sonne sich erkühnet mit ihren alldurchdringenden Stralen zu schimmern, noch Cinthia es gewagt, den heiligen Ort mit ihrer Silberfakkel zu erleuchten. Das Grab selbst war eine dikke von Gesträuchen zusammengewebte Laube, und in der Mitte derselben ein von Erde aufgeworfene Hügel. Hohes Gras mit gelben Todenblumen durchwirkte ihn. Eine hölzerne Tafel stieg aus der Mitte des Hügels empor, mit der Aufschrift: **Denkmal errichtet dem weisen und rechtschaffenen Joikondo** *) — mehr nicht. Ein Mann mit einer

Hip-

*) Als ich durch Leipzig reiste, sanfter Gellert, da dein Grab besuchte, und ihn fand den Stein, der deine selige Asche dekt, las ich: Hier ruht Cristian Fürchtegott Gellert! und nichts mehr. Aber sie war mir mehr wehrt diese Grabschrift, als all' die prächtige in Marmor gehauene Lügen, die ich um dein Grab herum aus der Asche vielleicht manches Thoren glänzen sah. Laß sie pralen, dachte ich, die stolzen Narren mit stol-

zen

Hippe bewachte den Eingang. Der Weg wurde in einer ununterbrochenen Stille zurük gelegt. Feierlicher Ernst sas auf der Stirn des Giuseppo, und seine Seele war mit Todesgedanken erfüllt. Mein Onkel zeigte Heiterkeit in seinen Minen, bis sie beide an den heiligen finstern Ort ankamen. Hier erregte der

zen Grabschriften! Die Welt wird sie doch vergessen, und ihrer nie gedacht werden, als wenn ein junger Herr, der sonst nichts zu thun findet, sich einmal die Langeweile vertreibt, und Grabschriften liest. Laß sie pralen! Sie bedürfen es, damit die Nachwelt weis, daß sie gelebt haben; denn sonst — wer würde ihrer denken, und wodurch hätten sie ein Andenken verdient? — — Du, sanfter Gellert, hast in den Herzen der wenigen Guten ein prächtigeres Denkmal, als das, welches dir deine Verehrer errichtet haben. Ein Denkmal, welches der nagende Zahn der alles vernichtenden Zeit nie zermalmen kann: Tugend und Weisheit. Auch wenn der Moder deinen Namen vom Grabesstein wegwischt, wird er in den Herzen dieser Guten le-

dürre Mann mit der Hippe einiges Grausen bei ihm. Giuseppo sezte sich auf den Hügel und mein Onkel legte sich an seine Seite. Auch izt noch herrschte Stille. Die Blikke des Giuseppo waren fest an das Grab geheftet, und sein Geist schwebte ober selben. Einzelne Tränen rollten über seine Wangen in das hohe

Gras

ben und durch Tradizion auf behalten werden. Mögen dann die Thoren vorübereilen bei deinem Grabe, deren Aufmerksamkeit nur durch prächtigen Prunk, durch Marmor und mit Gold aufgezeichnete Lügen gereizet werden kann! Mögen sie vorüber eilen! Sie sind unwürdig die Stelle zu betreten, wo deine Asche ruht. Der empfindsame Jüngling, das fühlende Mädchen werden wallfarten zu deinem Grabe, und dir füe die Liebe zur Tugend, die du in ihrem Busen angefacht hast, mit Tränen danken. An seinem Stabe wird der Greis hinwanken, und dich segnen für den Trost, den du seinem Herzen in Leiden eingeflösset hast; und hat ihm das Alter noch eine Träne gelassen, so wird er sie auf deinem Grabe ausweinen, und dann zu dir hinüberschlummern. — — Wie fühlte ich

al-

Gras herab, und sein Kopf sank auf seinen Busen. So sas er lange schweigend und ernsthaft, bis er ausrief! das werden wir alle sein; und glüklich, der es schon ist!“

Ja, sagte mein Onkel, dem das Stillschweigen schon etwas zu lange dauerte,

alles, was das: hier ruhen Christians Fürchtegott Gellerts Gebeine, sagte! So einfach der Mann war, dacht' ich, so muß auch seine Grabschrift sein. Der Mann, der nicht nach dem Beifal der Menschen geizte, sondern einen grössern Ruhm suchte: den Beifal des Ewigen und seines Herzens, muß eine solche Grabschrift haben. — — — O ruhe, ruhe sanft, Freund und Lehrer der Tugend! Und so, wie ich damals mein Haupt auf dein Grab neigte, eine Träne darauf weinte, und auf deiner Asche schwur: der Tugend ewig treu zu sein! so soll stets deinem Andenken eine Träne des Dankes fliessen, und mir bei deinem Namen mein Schwur, geschworen auf deinem Grabe, stets vor meiner Seele schweben, damit ich nie vergesse der Tugend treu zu bleiben. Und dann wenn ich den Auffenthalt des Jammers verlas-

ia glüklich, der es schon ist! Alles auf der Welt ist Thorheit nur im Grabe herrschte Wahrheit.

„Ja wohl, ja wohl nur im Tode!“

Aber was ist das für ein Mann, der hier am Eingange steht? fragte mein sehr werther Onkel.

„Der Trost des Vernünftigen, und seine Hofnung. Die Furcht, das Schrekken des schwärmerischen Dummkopfs, der sich unter dem höchsten Wesen einen Tiran-

se, wenn Moder meine Glieder dekt, wenn mein Körper, zerfallen zu Staub, sich mit Mutter Erde wieder vereinigt, soll meine Grabschrift sein, wie die Deinige: Hier ruht! Und alle, welche das: hier ruht! so fühlen, wie ich es auf deinem Grabe fühlte, werden deinen einsammen Hügel besuchen, ein Träne darauf weinen, und mit Andacht aussprechen hier ruht! wie ich auf deinem Grabe, du Heiliger! aussprach: Hier ruhen die Gebeine Christians Fürchtegott Gellerts. A. d. H.

rannen vorstellt, welcher seine Geschöpfe zu Martern und Peinen erschaffen hat, die nur im Gehirne ihrer Verkünder existiren; des Dummkopfs, der aus Furcht, dieses Wesen zu beleidigen, und durch-peinigenden Zweifel, ob er in das ewige Reich eintretten werde? die Ruhe seiner Seele verlieret, und der die wahre Gott gefällige Tugend verachtet, um eine eingebildete Tugend zu erlangen, die Abscheu in den Augen Gottes ist. Dieser Mann, mein Freund, ist die Hofnung des Endes aller Qualen. Ich seh' ihn ohne zu zittern, und werde ihm meine Hand, wenn er sie einst fodert, eben so standhaft, eben so froh anbieten, als meinem besten Freunde.

Sieht doch ein wenig fürchterlich aus. Lauter Knochen, gar kein Fleisch, und eine so greuliche Hippe — ich möchte sein Freund nicht sein.

„Und warum? Glauben Sie mir, wir haben keinen bessern, als ihn. O was wären wir Geschöpfe, wenn wir diesen Freund nicht hätten! Unser Dasein wäre

ohne ihn die größte Verdammung, aber so ist alles wohl, alles Seligkeit, weil wir ihn haben. Er wandelt Traurigkeit in Freude um, heilet jeden Schmerz, und versüsset das Herbe unsrer Leiden mit Himmelslust, Wer würde dem Schöpfer danken, daß er ihn geschaffen habe, wenn dieser Freund nicht die Hofnung ließ, daß es in einer andern Sphäre besser mit uns sein werde? Nicht sein, wäre dann Seeligkeit, oder ein lebloses Ding der größte Vorzug."

Nun wahrlich, das versteh' ich nicht, wie ein so fürchterlicher Mann ein so wünschenswerther Freund sein könne.

„Fürchterlich! — Nein, Lieber, er ist nicht fürchterlich. Schwärmerei und Unwissenheit gaben ihm nur diese fürchterliche Gestalt."

Aber doch so eine greuliche Hippe, und lauter Knochen, das muß ja recht klirren, wenn er kommt. — Wie heißt er dann? —

„Es

„Es ist der Tod!“

Der Tod! (rief mein Onkel voll Verwunderung aus) Der Tod! Unmöglich! unmöglich!

„Warum verwundern Sie sich so?“

Nun ja, wenn es der ist, dann haben Sie recht. Es ist der beste Kerl, der treueste Freund. Ich lieb' ihn recht sehr. Aber dieser da, kann der Tod nicht seyn!

„Warum, warum, mein Freund?“

Ei, ei, den besten Kerl so häslich zu malen! Ist ja unser aller Freund. Weis, wann er so zu rechter Zeit kommen soll; und wenn er da ist, — mag bitten, flehen, weinen wer will, läst sich nicht irre machen; ist unpartheiisch, nimmt was er will, Fürst, oder Bauer. — Nein, so würd' ich den guten Kerl nicht malen.

„Und wie würden Sie ihn malen? Lassen Sie hören, ob wir uns einerlei Ideal von ihm geschaffen haben?“

Wie einen hübschen, feinen jungen Knaben. In der linken Hand gebrochene Fessel, und in der rechten eine brennende Fakkel, mit welcher er ein finstres Zimmer erleuchtet. —

„Und allenfalls könnt' man ihn noch mit Rosen und allerhand andern schönen Blumen umkränzen, zum Zeichen, daß er angenehm ist dem Weisen, wie die Jahrszeit, die Rosen und andre Blumen hervorbringt. — nicht wahr?

Ja so muß er gemalt werden; und das ist er auch.

„Sie haben Recht. Dieses Bild ist dem Tode angemessener. Denn bricht er nicht die Fesseln des Lebens, die uns an Elend, Widerwärtigkeit, Schmerz, Gram, Mismuth und den ganzen übrigen Apendix der menschlichen Unvollkommenheit binden? Sind wir izt nicht im Finstern? Tappen wir nicht herum, wie einer, dem die Augen verbunden sind, und der sich freut, wenn ihm einer die Binde herablöst? Wird es uns nicht erst im Tode

hell

hell sein? Wird uns da die Binde, die die Seele izt am sehen verhindert, nicht erst abgenommen werden? Sollen wir uns nicht freuen, daß sie von unsern Geistesaugen herabgelöset wird? Kann es wohl jemanden geben, der nicht gerne sehen wollte? — Ich nehme die Taresspipri aus, dachte mein Onkel. — Gewis nicht! Warum sollen wir ihn dann nicht in der angenehmsten Gestalt schildern? Bringt er uns nicht Freude, wenn wir aus einem elenden Leben in ein besseres übergehen? Was hat dieser gute Mann so schrekliches an sich, daß er so fürchterlich gemalet, und wie ein Geripped vorgestellet worden ist. Dieses Bild ähnelt vielmehr dem Menschen, als dem Tode, den nur Schwärmerei fürchten kann."

Warum ihn fürchten, wenn er kommt und spricht: mit auf die Reise! Es geht ja in ein besseres Land. Also immer munter und frisch darauf zu, je eher dort, je besser ist es.

„Eben diese Reise nach diesem fremden Lande macht den meisten Menschen den Tod so fürchterlich."

Das kann ich nicht begreifen, warum?

„Ich will Ihnen die Ursache sagen. Es ist die allgemeine Lehre, die Zukunft jenseits des Grabes auf das fürchterlichste zu schildern. Man bemüht sich den Menschen nicht so sehr einen Begrif von künftiger gewissen Glükseligkeit als vielmehr von den schreklichsten Peinen nnd ewigen Qualen zu machen. Was ist also natürlicher, als das zu fürchten und mit Schrekken daran zu denken, was der Anfang dieser fürchterlichen und ungewissen Zukunft ist? Nun ist der Tod der Eingang dahin, wo wir fast nichts anders als gewisse Peinen zu hoffen haben; wir erinnern uns also der Trennung der Seele vom Körper nie ohne Schauder; wir zittern und beben zurük, wenn unser Blik an den Hügel eines Grabes stößt, und schweben zwischen Furcht und Hofnung, wie ein Schif im Brausen des Sturms ohne Mast und Steuerruder zwischen Wasser und Luft; denn uns fehlet der Mast, das Steuerruder, die Vernunft. Anders, mein Freund, ist freilich der Gedanke des Vernünftigen an den Tod beschaffen. —

Ich

Ich vermuthe aber, daß man nur den vernünftig nennt, der tugendhaft ist; denn sonst ist er kein Weiser — Von der Güte seines Schöpfers überzeigt, der keinen Wohlgefallen an dem Unglükke seiner Geschöpfe haben kann, sieht er froh den lezten seiner Abende hinter den Bergen hinabsinken, denkt ruhig: der Morgen findet dich vielleicht nicht mehr hienieden, erhoben über diese Sphäre schwebst du im unermessenen Raume dieser Welt, ganz Geist, voll Seligkeit herum! Dieser Gedanke verbreitet Heiterkeit über sein Antliz, und gleichet die Furchen seiner Stirne aus. Welch ein Unterschied also in dem Gedanken an den Tod! Ungegründete, lächerliche Furcht, Aberglaube auf Härte und Tirannei des Ewigen, der doch ganz Güte ist, macht ihn zur Hölle; Die Vernunft, so eingeschränkt sie ist, die alles verwirft, was ihre Kräfte übersteigt, gieſt Himmelswonne in ihn. — Was haben wir nicht alles den Geistlichen zu danken! — — Was sagte wohl Ihr Onkel dazu, Herr maulthierischer Schriftsteller? — — Nichts! Er seufzte nur,

und

und schrie dreimal sehr laut: Tarespipri! Tarespipri! Tarespipri!

" Gewis ist nichts lächerlicheres, fuhr Giuseppo, fort, als den Tod fürchten. Es ist eben so viel, als den Bis einer afrikanischen Schlange scheuen, von deren Existenz ich nur vom Hörensagen was weis. Welcher Mensch kennt den Tod, welcher weis, was Sterben ist? Wir haben sterben gesehen; kennen wir deswegen den Tod? Mit nichten! Wir müssen selbst sterben, wenn wir ihn kennen wollen. Wir sehen die konvulsivischen Bewegungen, den ängstlichen Schweis, das Matte, Brechende der Blikke, das Häsliche, welches er über den ganzen Körper verbreitet. Das ist alles schauerlich, alles furchterwekkend, ist ängstlich und quälend! Für wen? Für die Umstehenden! Ist es dies auch für den Sterbenden? Wer weis es? Wer hats gefühlt? Kann der Sterbende nicht in einem fühllosen Zustande sein? Kann das alles, was uns so schreklich vorkommt, nicht leztes Arbeiten der Natur sein, von dem er nichts mehr empfindet? Wahrscheinlich, sehr wahrschein-

scheinlich! Die Ohnmacht ist ein Bild des Sterbens. Sehen wir nicht auch, wie die Stirne des Ohnmächtigen von heissen Tropfen benäzt ist, wie Todesblässe seinen ganzen Körper überzieht, wie er oft gräsliche Verzukkungen hat, sein Blut in allen Adern frieret und jedes Gliede erstarrt. Was fühlt er nun von allem dem? Nichts! Es wird ihm trübe vor den Augen, er schwindelt und schlummert ein, ohne zu wissen, wie! Kann der Sterbende nicht auch so einschlummern, ohne zu wissen in welchem Zustande die arbeitende Natur sich befindet, um die Maschine zu erhalten? Sind nicht schon alle Nerven gelähmt, alle Sinne stumpf? Was kann der Geist noch fühlen? Aber der Zustand nach dem Tod! — Ist Zukunft. Was können wir von der Zukunft fürchten? Wir sind, oder sind nicht. In beiden Fällen kein Uibel. Wir sind; so werden wir dem Ziele nahen, das wir haben, Wir sind nicht! so haben wir erreicht, und fühlen nichts. Was ist da zu fürchten!

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ein Spiegel. Er zeigt richtig. Der nicht hineinsehen will, laß es bleiben; der sich aber darin erblikt, und sieht, wie häslich er sei, gehe hin und wasche sich von seinen Flekken, damit er rein werde.

Es war Abend, da Giuseppo und mein lieber Onkel von ihrer Wallfahrt zurükkehrten. Weder Giuseppo, noch der blaue Esel fühlten einige Lust zum schlafengehen, weil ihre Seelen noch zu sehr mit mancherlei Gedanken beschäftiget waren. Da auf den schönsten Tag noch eine viel schönere Nacht folgte, so gingen sie in den Garten, sich die Zeit so lange mit plaudern zu vertreiben, bis es dem Schlafgotte gelegen wäre, ihnen die Zunge zu lähmen.

Nachdem sie eine Weile von der Annehmlichkeit des Wetters, den sanftkühlenden

lenden Westen, balsamischen Blummendüften, blaugewölbten Himmel, schimmernden Sternen, und dem sanften silbernen Mondscheine gesprochen hatten, so erinnerte mein Onkel den Giuseppo an sein Versprechen, ihm die Menschen zu schildern, wie er sie kennen gelernet habe.

Obgleich Giuseppo sehr ungerne aus Staffelet trat, und den Pinsel ergrief, ein Gemälde anzufangen, welches so hart zu treffen, und so schwer zu vollenden ist, so konnt' er es doch nicht mehr von sich ablehnen, weil er es einmal versprochen hatte. Freilich gestand er sich's hernach selbst, daß er ein wenig zu voreilig in seinem Versprechen war; aber er hatt' es gethan, und glaubte: — ein rechtschaffener Mann müsse Wort halten, wenn es ihm auch hart ankäme, oder wirklich sebst mit seinem Schaden geschehen sollte; denn dieses sei eine billige Strafe für seine Thorheit, unb werde ihn für die Zukunft warnen, sie nicht wieder zu begehen. Wirklich ist es eine grosse Thorheit, etwas ohne vorhergemachte gute Uiberlegung zu versprechen, weil man sich der

Ge-

Gefahr aussezt, sich entweder selbst zu schaden; oder, wenn man dieses nicht will, — ein Schurke zu werden. Zwar sind die meisten, besonders unter den erhabenen edlen Menschen nicht so gewissenhaft. Sie versprechen viel, — und halten wenig; weil sie noch niemand getraut hat, ihnen zu sagen, daß sie sich dadurch selbst zum Schurken brandmarken: — — Wurmsaamen, Wurmsaamen mein Herr von B*** und mein Herr von M********* und alle ihr Herrn von et zätera. — — Giuseppo muste also nelens volens ans Staffelet treten, und den Pinsel ergreifen. Da er seine Originale gut studiert hatte, so entwarf er die Kopien davon so ziemlich mit recht lebhaften Farben, wuste seinen Gemälden Schatten und Licht meisterhaft zu geben, und sie treflich zu nüanciren.

„Die Menschen, Freund (so fing' er an) sind, — ich weis nicht, wie ich sie nennen soll, einen eigentlichen Namen hab' ich nicht für sie. — Sie sind Geschöpfe, die allen andern Geschöpfe sehr nahe kommen, sich selbst aber gar nicht gleichen,

von

von sich selbst am entferntsten sind. In wie viele Gattungen man die Menschen theilen könnte, dies will ich, kann ich Ihnen nicht so genau bestimmen: doch sollen Sie bei der Eintheilung; die ich von ihnen mache, nicht das geringste von dem verlieren, was die Menschen besonders auszeichnet.

Doch eh' wir zum ausfüllen kommen, so lassen Sie mich erst die Grundrisse von meinem Gemälde entwerfen, erst die Hauptzüge schildern, eh wir ins Detail gehen.

Der Mensch ist der gröste Widerspruch, der je in rerum natura existiret. Ein Wesen, das die Vollkommenheit eines Engels, und die häslichen Eigenschaften eines Teufels hat. Das mit einer unbeschränkten Freiheit begabt zu sein scheint, und auch wieder so eingeschränkt ist, als ob es nichts anders, als eine Automate wäre, deren Bewegung blos von einem andern abhängt; das Gefühl für jede Tugend und fast unbezwingbaren Hang zu allen Lastern besizt; das, mit einem

Worte, sich nicht kennt, nicht weis, wozu es geschaffen ist. So viel im Allgemeinen.

Ich will nun von der besten Gattung anfangen. Dummköpfe, deren Verstand sich nicht über ihre Bedürfnisse erstrekket, deren Seele mechanisch alle Handlungen verrichtet, — darum ich auch zweifle, ob sie eine geistige Seele haben? Die ausser der Befriedigung ihrer thierischen Triebe sich keines andern Seins bewust sind, diese bewohnen den grösten Theil der Oberfläche unsrer Erde. Gleich unfähig Gutes vom Bösen zu unterscheiden, oder aus eigenem Triebe zu thun, kümmert sie's wenig, wozu sie gebraucht werden, und sie sind eben so froh bei der Ausübung einer guten Handlung, als sie ruhig sind, wenn sie eine böse begangen haben. Diese ihre geistige Unthätigkeit, oder dieser vollkommene Seelenschlaf ist einer andern Gattung von Menschen zur Ausführung ihrer Projekte sehr wichtig, und darum wird auch sehr sorgfältig darauf gesehen, damit sie nie daraus erwachen.

Da-

Damit sie aber doch in etwas beschäftiget werden: denn wenn der Geist gar nichts zu thun hätte, so könnte er, da er stets gerne wirksam ist, vielleicht von selbst auf Dinge denken, welche nicht allen behagen möchten; so füllt man ihre Köpfe mit einer Menge Ungereimtheiten an, und gewöhnt sie ans Wunderbare und Uibernatürliche. Da nun unglüklicher Weise unser Hang, wenn er nicht bei Zeiten auf richtige Gegenstände gelenkt wird, immer nur dem Wunderbaren und Schwärmerischen anklebt; so kostet es auch nicht viel Mühe, diesen guten Leuten die ungereimtesten Meinungen von allerlei Unsinn beizubringen, die sie mit so grosser Begierde annehmen, und so fest behalten, daß sie Leib und Leben für diese einmal angenommenen Meinungen zu verlieren für ein Verdienst schäzzen, wofür ihnen nichts weniger, als der Himmel werden kann; hingegen sind sie eben so bereit, einen andern tod zu schlagen, der ihrer Meinung nicht ist. — Meinen Onkel überfiel eine Kälte am ganzen Leibe, und er zitterte. — Sie lassen sich sehr gerne, als Maschinen, von an-

dern zum Nachtheile ihrer Nebenmenschen brauchen, wenn nur einigermassen ihr Eigennuz befriediget wird, der bei ihnen eben so gut, als bei den andern, die Haupttriebfeder ihrer Handlungen ist. Ihre Unwissenheit hindert sie nicht, daß sie nicht eben gewisse Thorheiten haben, wie die andern Gattungen von Menschengesichtern, durch welche sie sich ihre eigene Freude vergällen, und einander beschwerlich sind. Die wenigsten sind boshaft aus Vorsaz oder Grundsäzzen; sie handeln meistens ohn' alle Uiberlegung. Zu dieser Gatung gehöret das Landvolk und der gröste Theil der Bewohner der Städte.

Die andere Gattung besteht aus Schurken und Betrügern mit Vorsaz und aus Grundsäzzen. Vorurtheile und Meinungen der andern kleben ihnen auch an, und sie unterscheiben sich nur darin, daß sie sich deren öfters zum Dekmantel ihrer Scheimenstreiche, und zur Ausrottung des feinen Gefühls der Tugend und des Gewissens gebrauchen, daß die Natur, als die mächtigste Triebfeder in die Herzen der Menschen geprägt hat. Stolz, wenn

sie

sie der Menschen nicht bedarfen, verachten sie alle, sehen von einer Höhe auf die armen kriechenden Geschöpfe, wie sie denken, herab, und dünken sich gegen die andern der Sonne am Nächsten zu schweben. Kommen sie in den Fall, wo sie beträchtliche Dienste von den Menschen erwarten können, so fallen sie mit einem Male von ihrer Höhe herab, kriechen selbst im Staube, wie ein Wurm, und reden Stundenlang, den Hut in der Hand, mit dem auf die demüthigste Art, den sie vorher von ihrer Höhe nicht sahen. [Sie halten immer einige Schmeicheleien, etliche hundert Komplimente und Versprechungen, die sie nie zu erfüllen denken, in Bereitschaft, mit welchen sie diejenigen zu lokken wissen, die sie gerne in ihrem Nezze haschen möchten. Der Vernünftige, dessen Kopf noch immer gut von den Menschen denkt, und sie alle nach seinem eigenen Herzen beurtheilet, läst sich nur einmal von ihnen betrügen; die Dummen aber werden durch ihre süssen Worte, durch die glatten Komplimente, neue Verheissungen, grosse Betheuerungen von Rechtschaffenheit u. d. gl. ei-

nigemale in die Mistgrube geführt; doch werden manchmal diese Betrüger ihrer abgefeimten Ränke ohngeachtet auch sehr oft mit hineingestossen, und dann toben sie, wissen sich nicht heraus zu helfen, und schreien über Betrügerei! — Wie man sich doch selbst schimpfen kann, dachte mein Onkel. — Ihr ganzes Verdienst besteht in Pralen, mit geborgten Kleidern prächtig zu thun und sich auf ein Nichts wieder Nichts und abermal Nichts mächtig viel zu dünken. Zu dieser Gattung gehören alle Herrn von, wirkliche, oder eingebildete.

Ihre Zahl muß groß sein, sagte mein Onkel.

„Wie der Mükken in Sommermonden; wo man hinsieht, sizt ein — Herr von.

Die dritte Gattung besteht aus den Tirannen der andern. Ihre Beschäftigung ist edel. Ihre Tage verschwinden in einem glänzenden Nichtsthun an prächtigen Tafeln, an Spieltischen, oder rollen in Wagen fort, und was noch davon

von übrig bleibt, wird endlich aus ihrem Leben hinausgeschlafen. Dieser Theil von Menschen eilt aus der Welt, ohne zu wissen, daß er lebt; und noch viel weniger: warum er lebt? Da er kaum so viel erhalten würde, als izt einer seiner Hunde frist, wenn er nur nach seiner Arbeit und den Nuzzen, den er der menschlichen Gesellschaft verursachet, gelohnet werden sollte; so haben die Herrn die Vorsicht gebraucht, und sich so viel von dem lieben Gotteserdboden angemasset, als sie glaubten, daß es für ihre Pracht, Eitelkeit und — Thorheit hinlänglich wäre."

Werden aber auch um so mehr arbeiten müssen.

" Woran sie gar nicht denken, und was ihr ausgemergelter Körper auch nicht könnte. Sie haben Hände, die sie nicht brauchen, Füsse, worauf sie nicht gehen, Köpfe — ein hübsches Gesichtgen wär' ihnen allenfals genug, denn mehr brauchen sie vom Kopfe nicht — kurz, sie haben ei-

nen Körper, den sie nicht zu nüzzen wissen."

Ei, ei, Warum gab ihnen denn der liebe Gott dies alles?

„Warum schuf den der liebe Gott Orang-Outans, die den Menschen so sehr ähnlich sehen, und doch keine Menschen sind?"

Daran hab' ich wahrlich nicht gedacht

" Sie wissen aber das alles zu ersezzen, was sie nicht brauchen können, und lassen andre für sich arbeiten, für ihre Bedürfnisse sorgen, und die Tage in Hizze und Kälte zu bringen, damit sie selbst in den Zimmern auf der Soffa adelich — nichts thun können. *)"

Werden

*) Es giebt aber auch Männer, welche durch ihre Talente, durch die Grösse ihres Geistes, durch die Güte ihres Herzens, ihre wirksame Thätigkeit für das Wohl des Staates die Hochachtung und

die

Werden doch keine Narren sein die Menschen.

"Mensch und Narr sind so zusammenhängend, wie Schnek und Haus. Die Menschen, welche die hohe Gnade geniessen Jochochsen zu sein, sind sehr zufrieden, daß sie in tiefester Unterwürfigkeit das Glük und die hohe Gnade haben, getreue Unterthanen der hochadelichen Herrschaft zu sein, und daß diese die menschenfreundliche Güte für sie habe, ihnen die Haut zu lassen, welche die hohe Herrschaft gewis nicht brauchen kann, weil sie zu hart und roh ist, und sich nichts Gutes daraus gerben läßt."

die Bewunderung aller vernünftigen Menschen verdienen, und denen ihr Vorrang mit Recht gebührt. Freilich giebt es deren nicht eine grosse Menge; wie es überhaupt der guten und vollkommenen Menschen wenig giebt, aber diese hätte doch Giuseppo ausnehmen sollen Oder hat er vielleicht geglaubt, daß diese Grossen wahrhaft edlen Menschen sich ohnehin in diesem Spiegel nicht erblikken werden! Und die andern — — — A. d. H.

Ist aber nicht gerecht so ein Verfahren.

„Das mag wohl sein! Aber Gerechtigkeit ist in der Sprache der Menschen ein leeres Wort, das keine Bedeutung hat. Zu dieser Gattung gehören alle, deren Voraltern vor einigen hundert Jahren rechtschaffene Leute waren, und durch edle Thaten einen Vorzug vor den andern erhielten. Dieser Vorzug soll auch auf die Nachkömmlinge durch die Geburt fallen, ohne daß diese ihn durch edle Handlungen verdienen dürfen.“

Mein Onkel — dachte — an seinen — Stamvater,

„Die vierte Gattung ist die größte und wichtigste. Ihre Macht und Gewalt erstrekt sich in Himmel und auf Erden. Ihre Worte, Ihre Geberden sind heilig, ihre Gesezze göttlich und ihre vorgeschriebenen Gebräuche nöthig um glüklich zu sein. Das Heil der Menschen jenseits des Grabes liegt ihnen sehr am Herzen; hier aber suchen sie sie von allen Reichthümern zu berauben, damit die guten Leute um

so

so leichter in Himmel kommen können. Eigennuz ist die Haupttriebfeder ihrer Handlungen. Wohlleben, ohne sich die Bequemlichkeiten durch Arbeit zu verschaffen, die Absicht, der Zwek ihres Standes. Die Gewalt, die sie über die Herzen der Menschen haben, macht ihnen die Mittel leicht, das Ziel zu erreichen. Das Kind ist noch nicht vier Jahr alt, weis noch nicht vollkommen die Sprache seiner Bedürfnisse, so werden ihm schon ihre Meinungen, Gebräuche, und all das Zeug eingeflößt. Dieses macht auf die jungen Seelen einen so starken Eindruk, daß ihn im erwachsenen Alter weder Vernunft, noch Gewalt auslöschen kann, und diese Gattung von Menschen nur wollen darf, so legen sie Leben und Gütter mit Freuden zu ihren Füssen. Diese, Gewalt, die sie über die Herzen der Dummköpfe haben, wissen sie auch treflich zu brauchen. Sie wissen durch allerlei verschiedene Dinge, die sie zu den wichtigsten und erheblichsten Werken der Heiligkeit machen, die guten einfältigen Leute um den grösten Theil ihrer mit saurem Schweisse und harter täglicher Arbeit erworbenen Güter so fein und li-

stig zu betrügen, daß ein scharf beobachtendes Auge dazu gehöret, um die Triebfeder ihres Betrugs zu erforschen. Diese Menschen dürfen nur winken, und die andern morden. Anverwandte, Brüder und Eltern.

Zu dieser Gattung gehören alle, welche geloben: arm zu scheinen; aber die die Reichthümer der Menschen wirklich besizzen; die den Gehorsam schwören, und die ganze Welt beherrschen wollen; die mässig, bescheiden, und von Begierden so rein, wie ein Engel, zu sein geloben; die aber stolz, verschwenderisch, unmässig und ausschweifend um so mehr wirklich sind, weil es keinem einfällt daran zu denken, daß sie es nicht sein sollten; oder ihnen zu verwahren. Man nennt sie Geistliche, welche andere zur Liebe, zum Wohlthun, zum Verzeihen, zur Barmherzigkeit und zur Verachtung der zeitlichen Güter ermahnen; die aber selbst alle Menschen um ihr Glük beneiden, die armen, nothdürftigen und fremden Leute mit rauhen Worten anfahren, und öfters mit Hunden abweisen; die die Beleidigung durch den Tod des

Be-

Beleidigers zu rächen suchen; die eh das Leben eines Menschen, als einen kleinen Theil ihres Vermögens aufopfern; deren ganzes Bestreben dahin zwekt, Geld und Gut zu erhalten; hingegen wo es auf die Befriedigung ihrer Eitelkeiten und Begierden ankömt, tausende mit unglaublicher Prachtliebe in der sinnlichsten Weichlichkeit verschwenden.

Diese sind die Hauptgattungen der Menschen, unter welchen sich viele noch durch besondere Thorheiten vor den andern unterscheiden. Doch hierin stimmen sie alle gleich: den Vernünftigen der ihre Vorurtheile besiegt hat, zu hassen. Will er auch wirklich allein im Verborgenen der Vernunft hören, so gönnen sie ihm doch nicht die Ruhe; sondern quälen und verfolgen ihn so lange, bis er sich wenigstens äusserlich stellet, eben so ein Thor zu sein, wie sie.

Diese Hauptgattungen der Menschen, die sich in vielen von einander entfernen, kommen doch in diesen Lastern überein: sie bemühen sich nicht, sich selbst zu kennen, ihre eigene Handlungen zu prü-

fen,

ken, und zu bessern sondern sich nur stets um das Thun andrer Menschen zu bekümmern. Mit inniger Freude wissen sie jeden Fehltrit ihres Nebenmenschen auszuposaunen, und, scheint er ihnen nicht wichtig genug, mit vielen erdichteten Zusäzzen zu vergrössern. Selten kommen sie zusammen, ohne die Ehre der Abwesenden durch ihre Verleumdungen zu schänden, und suchen hierin das größte Verdienst: wer es dem andern im Verleimden und Ehrabschneiden zu vorthun kann. Sie sind die strengsten Richter der Handlungen andrer Menschen, und die rüstigsten Advokaten ihrer eigenen Sache, wenn es darauf ankömt, ihre eigenen Laster zu verschönern. Einige wissen unter der Larve der Heiligkeit die schwärzeste Bosheit zu verbergen; andre begehen eben so öffentlich die gröbsten Laster, als der rechtschaffene Mann die edelsten Handlungen; pralen damit, und sind eben so stolz darauf, als jener auf seine Rechtschaffenheit. Andre, die entweder noch nich die Gelegenheit dazu hatten; oder denen es am Vermögen fehlte, die grösten Ausschweifungen zu begehen, suchen wenigstens Bö-

se-

sewichter zu scheinen, und lügen sich selbst zum Auswürfling der Natur. Andere kennen fast keine Triebfeder ihrer Handlungen, als den schändlichsten Eigennuz. Für sich selbst unternehmen sie alles. Nichts ist ihnen da schändlich, oder unerlaubt. Sie schmeicheln, um den andern durch ihre Schmeicheleien leichter betrügen zu können; sie kriechen im Staube, wie das verächtlichste Insekt, dudlen alle Beleidigungen, wenn es ihren Eigennuz befriediget. Sie verrathen den Freund, verkaufen Vaterland, Geschwister, Eltern, ja Gott selbst, wär' das ihnen möglich, wenn es ihnen Vortheil bringt, Nichts ist ihnen zu heilig, was sie nicht ihrem Nuzzen aufopfern. Nie gönnen sie ihren Nebenmenschen einiges Glük; beneiden ihn um jeden kleinen Vortheil, und hören mit innigster Schadenfreude von seinem unglüklichen Falle. Einer unterschlägt dem andern ein Bein, und jeder bemüht sich durch den Sturz seines Nebenmenschen aufrecht zu stehen. Mit Sirenengesang lokken sie den Unerfahrenen, und verschlingen, wie Krokodille, jeden, der ihnen traut. Sind sie jung, nicht entkräftet, so spot-

ten

ten sie der Tugend; kommen sie ins Alter, so wollen sie izt eben so andächtig, eben so heilig sein, als sie vorher lasterhaft waren. Dann halten sie alles für Sünde, was nur den Schein selbst des unschuldigsten Vergnügens hat und sind andern durch ihre Andächteleien izt eben so schädlich, eben so ärgerlich, als sie es vorher durch ihre Laster waren. — O Freund ich mag nicht länger malen, es ist ein ekkelhaftes Gemälde um den Menschen! und stellt man ihm sein Bild zum Schandmal auf, so will keiner seine eigene Gestalt sehen; sondern sucht das Original dazu immer in einem andern.

So werden Sie die Menschen in allen Ländern, in allen Theilen der Welt, nur hie und da vielleicht noch ärger, finden, wie ich sie ihnen geschildert habe. Denn leider wird der einst so lange glükliche Halbtheil unsrer Erdkugel, so lange er den raubgierigen Europäer nicht kannte, nun auch durch seine Aufklärer, durch seine Lehrer der gesitteten Lebensart dem allgemeinen Verderben der menschlichen Natur näher gebracht.„

Schade, daß die Menschen nicht das sind, was sie sein könnten! Sagte mein Onkel.

„Schade, ja immer Schade! Und der Weise, der es beobachtet, der mit seinem die Herzen der Menschen durchforschenden Blikke überall statt Weisheit, Thorheit, statt Tugend, Laster und Bosheit sieht, was kann der anders, als ein Geschlecht, wenn er es aus Güte seines Herzens nicht hasset, wenigstens verachten und sich von ihm entfernen? Ich gesteh' es Ihnen, ich werde den Menschen nie mehr gut sein. Schaden kann ich, und wenn ich es auch könnte, will ich ihnen zwar nicht! aber es gehe ihnen gut oder bös, ich habe keinen Antheil daran. Ihr Wohl wird keine Freude in meinem Busen, so wie ihr Leiden kein mitempfindendes Betrüben erwekken. Viele Gelehrte werden mich deswegen tadeln. Sie mögen es. Ihr Tadel wird mich so lange nicht beunruhigen, als man mich nicht überzeugen kann, daß dem, der muthwillig ins Wasser springt, unrecht geschehe, wenn er ersäuft. Man wird

mich eines schlechten Herzens, der Hipochondrie und wer weis was beschuldigen; wird mit dem schönen Sprüchelchen: die Menschen sein noch nicht so verdorben, als man denke. Man müsse sie nehmen wie sie sind! wider mich losziehen. Aber ich find das lächerlich, und sehr lächerlich. Sollten die Menschen noch ärger verdorben sein; so müsten sie Teufeln, ja mehr, als Teufeln sein. Die Menschen nehmen, wie sie sind; das heist: einen, der guter Gerüchte gewöhnt ist, zum Tische laden, ihn treflich bewirthen können, und ihm doch nur altes schimlichtes Brod auffezzen, statt der köstlichen Weine, die Gläser mit stinkendem, faulen Wasser anfüllen, und ihn damit beruhigen wollen: Nim und speise, wie du es findest! Wahrlich jeder, und selbst die welche uns vorpredigen, die Menschen zu nehmen wie sie sind! würden sich vor dieser Kost bedanken, und nicht mit dem: Speise, wie du es findest! zufrieden sein."

Mein Onkel — sagte nichts dazu.

Herr Schriftsteller — war Giuseppe kein Mensch?

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Guter Rath sein Glük zu machen. Er steht jedem zum Diensten, der ihn brauchen will.

Sie wollen sich also unter den Menschen aufhalten? Haben Sie Vermögen? Fragte Giuseppo.

Keines, antwortete mein Onkel. Meine Feinde haben dafür gesorgt, daß ich arm aus meinem Vaterlaude verwiesen wurde.

" Und Sie wollen unter den Menschen fortkommen?"

Ich hoff' es wenigstens.

"Sie können es. Geschöpfe von Ihrer Gattung können ohne Geld noch eher eine Beförderung hoffen, ob gleich sonst kein Verdienst ohne dieses Metal Probe

 hält.

hält. Sein Sie gutes Muths. Sie haben einen Vorzug, der Ihnen die Hochachtung der Menschen erwerben kann; und das besondere Ihrer Seltenheit: ein Esel, und keiner von den gemeinen, sondern ein blauer Esel zu sein — o, wahrlich! Sie dürfen für ihr Glük nicht sorgen."

Aber wenn, wie Sie sagten, die Menschen, welche zwar Verdinste, aber kein Geld besizzen, alle Hofnung auf Glük aufgeben müssen; wie kann ich —

"Freund! Wissen Sie den Unterschied nicht zwischen Mensch und Esel? Was der vollkommenste Mensch durch viele Arbeit nicht erhält, das erlangt ihr Geschlecht ohne alle Mühe. Wo wollen Sie Ihr Glük machen? Am Hofe? Im Kabinete, oder im Kriege? Ich dächte, am Hofe wär' es für Sie am besten."

Hab' aber nicht die Fähigkeit dazu.

"Kümmert Sie das? Wozu brauchen Sie Fähigkeit? Stern und Ordensbänder sind so schwer nicht, die werden

Sie

Sie ertragen, Ihre Einkünfte doch auch verzehren können, und was die Last der Geschäfte betrift, die legen Sie Ihren Sekretär auf. Wollen Sie also?"

Wenn Sie glauben.

„Ich rathe es Ihnen. Und um recht gewis zu sein, so suchen Sie die Gunst der Damen zu gewinnen? denn diese haben einen starken Einflus."

Werd' ich das können?

"Was kann man in Ihrer Gestalt nicht! Nur hüten Sie sich, wenn Sie mit den Damen reden, daß Sie so wenig, als es immer möglich ist, gesunden Verstand in Ihren Diskurs einmengen. Je mehr Unsinn — es wird für Wiz gehalten — je angenehmer werden Sie sein. Und wenn Sie die Gabe besizzen, durch Ihre Minen, durch Ihr Betragen, durch Ihre Reden die Sittsamkeit der Damen dahin zu bringen, daß vor Schamhaftigkeit — ihr Fächer erröthet, so sind Sie das Leben der Gesellschaften."

Aber wie, wenn die Damen wirklich erröthen?

„Das können sie nicht mehr, mein Freund! Sie sind mit allen Dingen so bekannt daß die Neuheit derselben durch eine schnelle Uiberraschung ihr Blut gar nicht mehr in die Höhe zwingen kann. Sonst zwar, mein Freund, war das roth werden bei unsern Vorgängern ein Zeichen der noch unbefangenen Unschuld eines Mädchens; ja selbst Weibern trat das Blut heftiger ins Gesicht, wenn in Gesellschaften etwas geredet wurde, was man vormals ganz unrichtig Zotten nannte, izt aber viel verfeinert für Galanterien hält. Unsre Mädchen sind über das altmodische Rothwerden hinaus. Nun freilich die armen Dingerchen, warum sollen sie mit zwölf, höchstens vierzehn Jahren weniger Erfahrung haben, als ein Weib mit dreissig Sommern? Erfahrung macht klug; und — wer ist nicht gerne klug? Und warum soll ein Ehweib nicht eben das nemliche von einem andern hören! oder, — was noch besser ist — in aller möglichster Realität mit einem andern

experimentiren, was sie von ihrem Manne hört, und mit ihm experimentirt? Und wenn auch noch manchmal ein Herz ist, dessen Unschuld durch die verfeinerten Künste und Wissenschaften, die von allen Gelehrten so hoch gepriesen werden, noch keinen Flekken erhielt, kann das Gesicht wohl das Zeichen der Unschuld tragen, da man sich der natürlichen Farbe schämt, und durch die Malerei solches übertüncht?"

Sie scherzen. Weibergesichter sind ja nicht von Leinwand, Papier, oder Holz, daß man darauf malen könnte.

" Und doch werden sie gemalet! weis und roth."

Wunderliche Malerkunst! Ich möcht' aber immer lieber ein ungemaltes, als mit Farben übertünchtes Gesicht haben.

" Ich glaub' es Ihnen. Aber glauben Sie auch mir, daß die Ursache, warum sich unsre Weiber malen, sehr wichtig ist. Die Lebensart der Mädchen macht die natürlichen Rosen ihrer Wangen bald welken; die Lilien der Unschuld

wandlen sich in gelbe Todesblumen um, und im zwanzigsten Jahre, oft noch früher, sind ihrr Gesichter Schilder ihrer Ausschweifungen, auf denen man ihre ganze Lebensart lesen kann. Nun möchten sie doch noch gerne gefallen. Welches Mittel haben sie dazu? Die Farbe ihrer Laster unter weis und roth zu verstekken, um dadurch einen Mann zu lokken, der dumm und schwach genug ist, sich durch eine lakkirte Larve fesseln zu lassen.“

Bedaure die armen Männer. Es muß grauerlich sein, so ein Weib zu küssen. Man krigt gewis immer ein Maul voll Farbe mit. Und wie muß es erst Abends sein, wenn die Malerei sich verliert, unb der häsliche Grund zwischen den Farben durchscheint?

„Es geht den Männern, wie Joikondo von ihnen sang, da er einmal eine gemalte Dame gesehen hatte.

Füh

Früh Morgens sieht der Mann den Lenz
am Toilette:
Doch Abends findet er den Winter in
dem Bette."

Passend, sehr passend!

„Aber dem ohngeachtet müssen Sie, mein Freund, den Damen Kour machen; denn sonst, ja sonst versprech' ich Ihnen wenig Glük."

Wird mir sehr hart fallen: doch sein Glük zu machen, was thut man da nicht!

„Ich wollte Ihnen rathen sich den Hof von * * * * zu wählen. Er ist derjenige, wo Sie am ersten Ihren Fortgang finden werden. Trachten Sie nur, die Bekanntschaft der Grossen zu erlangen, damit diese Sie bei Hofe einführen, und dann wett' ich meine Ruhe, Sie haben bald eine ansehnliche Stelle."

Wollen Sie so gütig sein, und mir einige Empfehlungsschreiben mitgeben. Sie werden vermuthlich sehr hohe Bekannte daselbst haben.

„Gar keine, mein Freund! Leute von meiner Art sind da entberlich; ja man

verachtet und hasset sie. Der Vernunft hat, der Rechtschaffenheit besizt, taugt nach Hof nicht. Man sucht ihn auch nicht, und er selbst wird sich nie aufdringen. Aber Ihre Gattung ist beliebt. Diese darf sich nur zeigen, und man ehret sie, erhebt sie zu den höchsten Würden,"

Meinen Onkel verdros das ein wenig: Den Vernünftigen hasset man, aber Ihre Gattung ist beliebt; doch ließ er sich's nicht merktn,

„Sie können also sicher Ihre Reise dahin antreten. Eh Sie mich aber verlassen, müßen Sie noch einige Tage bei mir zubringen."

Wen ich Ihnen nicht zur Last bin.

Komplimente sind mir zur Last, Sie nicht. Kommen Sie. Wir wollen sehen, was uns die Natur anbietet, unsern Magen zu befriedigen. Die Ruhe und Zufriedenheit wird uns das kleine Mahl

bes-

besser würzen, als der Ekkel die prächtigen Tafeln der Grossen.“

Sie standen auf, verliessen den Garten, und — was ist daran gelegen, was sie hernach thaten!

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch zum Unglük des blauen Esels, denn er stolpert, und fällt sich die Nase blutig.

Unser ganzes Leben ist Schwachheit, und unsre Tage ein Gewebe von aneinander geketteten Thorheiten. Heute erkennen wir die Fehler des gestrigen Tages, bereuen sie, oder lachen darüber; denken uns izt weiser zu sein, wollen sie nicht mehr begehen, und Morgen handeln wir eben so närrisch, oder wohl gar noch närrischer. Welch' eine wahre Wahrheit dieses sei, werden wir gleich durch das Beispiel des blauen Esels, meines viel werthen Onkels, beståttiget finden, und — leider für ihn! — er wird uns in seinem Leben noch mehrere Beweise davon geben.

War es Neugierde, oder sonst was, das den Herrn Pfarrer des Orts und

den Herrn Pfarrer aus der Nachbarschaft bewog, den Giuseppo einen Besuch zu machen, um bei Gelegenheit dieses Besuchs den blauen Esel, meinen viel theuren Onkel, zu sehen, von dessen Gegenwart der Ruf schon überall in der Nachbarschaft erschall. Gewis war es ganz was ungewöhnliches, daß der Herr Pfarrer des Orts, und der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft, die, ob sie gleich von verschiedener Religion waren, und deswegen oft Amts wegen wakker aufeinander losschimpften, doch beim Schmause, wo ihr Amt nichts zu thun hatte, sehr gute Freunde waren, die armselige Hütte des Giuseppo mit ihrer hochwürdigen Gegenwart heiligten. So lange Giuseppo in dieser Gegend wohnte, hatten sie ihn noch nie ihrer Bemerkung würdig gehalten, weil er ein armseliger Weiser war, der keine gute Weine im Keller hatte. Giuseppo sehnte sich auch nie nach einem Besuche von Menschen, und war froh, wenn sie seine Hütte vorübergingen. Diesmas aber war den Herrn Pfarrern ein blauer Esel immer wichtig genug, ihn näher zu sehen. Sie traten

also ein, obgleich mit harter Mühe; denn die Thüre des Häuschen war zwar geräumig genug für Philosophen, aber nicht für handfeste Theologen. Sie traten ein der eine das Haupt mit einem schwarzen Kapchen, und der andere mit einer grossen Perrükke bedekt, und redeten den Giuseppo an:

Der Pfarrer des Ortes. Warum sieht man Sie so selten, Herr — wie heisen Sie?

G. Giuseppo!

Pf. d. O. Ganz recht, Herr Giuseppo. — Ei, ei! daß ist gar nicht schön daß man Sie so selten sieht! Ei, ei! das ist wahrlich nicht schön.

G. Ich finde nichts an den Menschen was mir ihren Umgang angenehm machen könnte, und glaube, daß die Menschen nichts an mir finden werden, daß für ihre Unterhaltung wäre; darum meid' ich ihre Gegenwart, um uns beiden

das

das Verdrüßliche, das wir in diesem Umgange finden, zu ersparren.

Beide. Ei, ei!

Pf. d. O. Sie haben hier einen seltsamen Gast; wahrlich sehr seltsam. (Zum Pfarrer aus der Nachbarschaft) Ich hätte auch diese Ehre haben können, Herr Kollega! Aber Sie wissen, daß meine Wohnung nicht geräumig genug ist, einen Fremden bewirthen zu können. — Verdamte Lüge! dachte mein Onkel. — Sonst hätt ich mir's zur grösten Freude gerechnet.

Mein Onkel knirschte mit den Zähnen.

Pf. aus d. N. Freut uns, freut uns, die Ehre zu haben, Sie zu sehen. Wo kommen Sie her? Um Vergebung zu fragen. — Wohl aus weitem Lande vermuthlich. Werden was Neues zu erzählen wissen. Wird uns lieb sein zu hören. — — Wollen wir uns nicht sezzen, Herr Kollega! Meine Beine können sich nicht mehr halten.

Sie

Sie nehmen alle Plaz.

Pf. d. O. Sagen Sie mir doch, sind die Geistliche bei Ihnen auch so schlecht gezahlt, wie bei uns? Lieber Gott! Hier giebt man den Seelenhirten gar nichts mehr. Die Schurken, die Bauern zwakken überall, wo sie nur können vom Zehend etwas ab. Unsre Vorfahrer hatten noch gute Zeiten; da hielten die Leute noch was auf Religion; izt schämt sich ein jeder zum Opfer zu gehen.

M. O. Geistliche haben in allen Ländern nie genug! auch bei uns mangelts ihnen, wie sie sagen.

Pf. a. d. N. Ja, ja, 's ist überall für die armen Geistliche schlecht. Aber bei ihnen haben sie kein Recht sich zu beklagen. Diese Bonzen oder Bramtinen, oder wie sie sonst heisen mögen, sind ohnehin nur Volksbetrüger, und denen gebührt von Gott und Rechtswegen nichts.

Mein

Mein Onkel wollt' ihn unterbrechen. Giuseppo stieß ihn in die Seite; er merkte, was dieser Stoß zu bedeuten habe, und anstatt zu reden machte er, weil er den Mund schon geöfnet hatte — J — a!

Pf. a. d. N. Aber wir Orthodoxen.—

Pf. d. O. Sie können sich nicht Orthodoxen nennen. Sie sind von der Kirche, als Kezzer verdammt, sie sind Heterodoxen.

Pf. a. d. N. Wer ein Kezzer! der mögen sie selbst sein, Herr Kollega. Wir sind so gut, als Sie. — Die beiden Hrn. Pfarrer geriethen in Hizze. Sie vertheidigten die Sache ihrer Religion, indem ein jeder den andern schimpfte, und hätten sich vielleicht bei den Haaren gepakt, wenn nicht mein Onkel den Streit geendigt hätte, indem er sagte: Meine Herrn, Sie streiten ein jeder für eine Meinung, worin jeder gleiches Recht, das heißt: keiner Recht hat.

Pf. d. O. Wie, was, hören Sie Herr Kollega! Wir hätten beide Unrecht!

Pf. a. d. N. Ei, ei — — He, he, he! Herr Giuseppo, Sie haben einen schönen Birnbaum da; recht hübsche Birne darauf, möcht' mir wohl ein Körbchen ausbitten für meine Frau.

G. Sie sollen bedient werden.

Pf. d. O. Nu, nu, weil Sie einmal im Verschenken sind, so möcht' ich auch um ein Körbchen bitten. Meine Köchin ist sehr lüstern darnach — he, he, he!

Pf. a. d. N. Ja wohl, ja wohl, ist lüstern darnach und der Herr Kollega auch he, he, he, he!

G. Ist mir eine Freude Herr Pfarrer, wenn auch Ihnen meine Birne anstehen.

M. O. Etwas beissend. — Was steht Geistlichen nicht an! Der Herr Pfarres des Orts und der Herr Pfarrer aus

der Nachbarschaft beide ein paar finstre Blikke auf den blauen Esel, und eine Pause zwischen allen.

Pf. d. O. Also keiner Recht, meinen Sie?

M. O. Ja, ja, keiner Recht!

Pf. d. O. Also haben Sie wohl gar — keine Religion, und sind ein — Freigeist.

M. O. sehr hastig, ohne den Stoß zu bemerken, den ihm Giuseppo gab. Ich habe Religion, die Religion der Vernunft. Der Herr Pfarrer des Orts schlug drei Kreuze. Der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft stimmte geschwind mit einem sehr rabenartigen Tone das Lied an:

Bewahr' uns, Herr, vom freien Geist,
Der alles ins Verderben reißt;
Von Teufels und der Höllenlist!
Daß uns die ew'ge Flamm nicht frießt!

Beide. Ein Freigeist! ein Freigeist!

M. O. ohne auf Giuseppo zu merken, der ihn immer heftiger in die Seite stieß: Ja, ja, wenn Sie es so wollen.

Beide. Gott behüte! ein Freigeist! Wissen Sie nicht, daß Sie dadurch ewig verdammt werden.

Mein Onkel wurde durch das ewig verdammt in Hizze gebracht. Er fing nun an, sie mit Heftigkeit zu widerlegen. Giuseppo mochte stossen, husten, machen, was er wollte, es half nichts. Er kramte sein ganzes Religionssistem aus, widerlegte das ihrige, zeigte ihnen, daß alle ihre Meinungen falsch sind, und ging so weit in seinem Eifer, daß er nicht einmal merkte, wie sehr er stolpere.

Die Meinungen und das Sistem des blauen Esels finden wir für gut für diesmal in petto zu behalten, aus Furcht, daß nicht einige von den Stuzzern, welche dieser Geschichte die Ehre anthun, sie mit ihren parfümirten Handschuhen zu durch-

blättern, über diese Stelle gerathen, und durch das Ansehen meines Onkels verführt — denn ein Esel hat bei ihnen immer das größte Ansehen, — sein Sistem mit beiden Händen aufnehmen und damit in Gesellschaften glänzen möchten; besonders da weder der Herr Pfarrer des Orts, noch der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft ihn zu widerlegen — für gut fangen, welches man ihnen leicht verzeihen kann, da man weiß, daß bei Landpfarrern die Gelehrsamkeit nicht immer zu Hause ist. Wir wollen also die Meinungen meines Onkels so lange in petto behalten, bis wir einen Mann finden werden, welcher geschikt ist, das Sistem meines Onkels zu zergliedern, das wahre vom Falschen abzusöndern, seine irrige Meinungen zu widerlegen, und ihn zu überführen, daß er gefehlt habe.

Mein Onkel fuhr immer fort, für seine Meinungen zu streiten, und der Herr Pfarrer des Orts Kreuze zu schlagen, und der Herr Pfarrer aus der Nachbarschaft sein Lied anzustimmen, bis endlich beide, jener ganz ermüdet, und dieser ganz heischer,

scher, aufstanden, und sagten: „Nein, bei einem Freigeist ist kein Bleiben. — Gott bewahre und behüte — Leben sie wohl, Herr Giuseppo! 'S thut uns leid, daß wir Sie verlassen müssen, aber es ist von Amtswegen, daß wir gehen. Leben sie wohl! das Körbchen Birn bitt' ich nicht zu vergessen. — Leben Sie wohl!" und nun zukkelten sie beide zum Hause hinaus. Mein Onkel merkte izt erst, daß er gestolpert sei, und sich die Nase blutig gefallen habe.

„Aber Freund, Freund, sagte Giuseppo, wie haben Sie vergessen können, daß sie sich vorgenommen haben, nie wieder in den Schranken zu treten, und eine Lanze zu brechen. Sehen Sie, wie sehr Sie gefehlt haben! Sie glaubten, Ihre Gegner niederzustossen; aber glauben Sie mir, diese sizzen noch fest im Sattel, werden sie in den Sand werfen, und wohl Ihnen, wenn Sie nicht einen Fuß, oder gar das Genikke brechen!"

Mein Onkel wischte sich das Blut von der Nase.

„Sie haben gefehlt, Freund, sehr gefehlt. Man wird Sie verfolgen, und Sie sind nun nicht mehr bei mir sicher. Man wird Sie zwar nicht ihrer Meinung wegen, sondern vielleicht anderer Verbrechen, die man Ihnen leicht andichten kann, auffangen, und festsezzen. Diese zween Männer dürfen Sie nur beschuldigen: Sie hätten wider die hiesige Staatsverfassung gesprochen, so ist das genug, Sie aufs Schaffot zu bringen."

Mein Onkel schlug sich vor die Stirne. — Freilich war ich ein Thor. Aber konnt' ich denn das alles anhören?

„Warum konnt' ich es? Warum haben Sie vergessen der Lehre, die ich Ihnen gab? Was ging Sie der Streit dieser Beiden an? Lassen Sie einen jeden sein, was er ist! Warum wollen Sie sich bekümmern, ob man träume, oder wache, da Sie ihn doch nicht wekken können? Schweigen, mein Freund, ist das beste, daß vernünftigste, was man thun kann. Ich bin nun besorgt für ihre Sicherheit.

Morgen mit Anbruch des Tages müssen Sie fort."

Das soll das leztemal sein — wenn nur meine Nase wieder besser würde! —

Guter Onkel! Wie oft hast du gesagt, daß soll das leztemal sein! und doch geschahs wieder. Schnell warst du wohl immer im Vorsaze; nur die Erfüllung deines Vorsazes happerte allzeit. Wie oft fielst du dir die Nase blutig; dachtest immer: Wenn nur meine Nase wieder besser würde; 'S soll nicht mehr geschehen! und doch, kaum war die Nase heil, — Pumps da lagst du wieder darauf, ohngeachtet deines ernstlichen Vorsazes: 'S soll nicht mehr geschehen! Warum ließt du dir eine blutige Nase ein-zwei-dreimal nicht zur hinlänglichen Warnung sein? Gabst nicht besser acht auf den Weg, worauf du so oft stolpertest; daß du dir zulezt ein Bein zerfallen mußtest, und dann freilich: — 'S soll nicht mehr geschehen! Weil du gezwungen warst, mit dem gelähmten Beine zu Hause zu sizzen. Wär's nicht besser gewesen, mit gesunden Beinen auf

dem

dem Stuhle sizzen geblieben zu sein, als daß du dich noch einmal auf den Weg wagtest, worauf du dir so oft die Nase blutig fielst? Aber 's ist immer so. Wir sind erst klug, wenn uns die Klugheit nichts mehr nüzt; oder wenn wir zur Klugheit gezwungen werden, da wir aus Mangel der Gelegenheit keine Narren mehr sein können.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Etwas, was man vorher sehen könnte; aber wenige vielleicht vorher sehen. Vermuthlich was Neues.

Es wird meinen Lesern gar nicht wichtig sein, zu wissen, was der rechtschaffene Mann und mein sehr theurer Onkel in der Stube thaten, nachdem sie den Garten verliessen. Ob mein lieber Onkel sich zur Reise fertig gmacht? Ob Giuseppo ihn noch zulezt mit einem guten Nachtmahle bedienet, oder ihm noch einige gute Lehren mitgegeben habe, auf die mein Onkel immer antwortete: 'S soll nicht mehr geschehen! Alles dieses wird ihre Neugierde wenig reizen. Warum aber mit einem Male so stark an der Thüre gepocht wird? das kann sie neugierig machen, daß sie eben so, wie Giuseppo, den Kopf zum Fenster hinausstekken, um zu sehen: wer mit einem solchen Ungestüm eingelassen zu werden verlanget?

Wer

Wer da! fragte Giuseppo!

„Aufgemacht.“

Wer sind Sie?

„Diener der Gerechtigkeit! Nicht lange gezaudert!“

Nun zog Giuseppo den Kopf zum Fenster herein, und sagte: Gleich, ich will nur den Schlüssel holen. —— Verbergen Sie sich, flüsterte er meinem Onkel ins Ohr, durch den Garten in das Grab meines Freundes. Man sucht Sie gewis, und Sie sind verloren, wenn man Sie findet.

Mein Onkel verbarg sich, und Giuseppo öfnete die Thüre.

„Sie haben einen Fremden in Ihrem Hause, der wider unsre wohlweise Staatseinrichtung geschimpfet hat. Sie wissen, daß dies ein unverzeiliches Verbrechen sei, Wo ist er?“

Er ist nicht mehr bei mir. Er verlies vor einigen Stunden mein Haus.

„Sie sagen uns nicht die Wahrheit. Und dann — weh Ihnen!“

Sie können alles durchsuchen, meine vielgerechten Herrn! Ich unterwerfe mich der härtesten Strafe, wenn Sie ihn bei mir finden.

Izt wurden alle Winkel durchspähet; selbst bis ins Gebüsch, wo das Grab des Joikondo war, gedrungen; aber bis zur heiligen Stille, bis zum schauerlichen Dunkel zu dringen hatten sie keinen Muth. Nach langem vergeblichen Suchen fragten sie endlich: welchen Weg der Fremde genommen habe? Giuseppo zeigte ihnen die Strasse nach *** und versicherte sie: wenn sie den Weg verfolgten, ihn noch ganz gewiß einholen zu können.

Wie Giuseppo glaubte, daß es nun sicher wäre, muste sich mein Onkel auf den Weg machen, den ihm Giuseppo wies. „Gehen Sie, mein Freund! Gott gelei-

geleite Sie auf Ihrer Reise! Fürchten Sie ihn, loben Sie ihn, sein Sie tugendhaft, und es wird Ihnen gut gehen! Diese Strasse führt sie gerade nach den Hof von * * * *. Nehmen Sie den lezten Rath noch mit, den Ihnen die Klugheit durch mich giebt: "Wollen Sie unter den Menschen glüklich sein; so lernen Sie die Kunst sich zu verstellen! Zeigen Sie sich nie in Ihrer wahren Gestalt den Menschen; sondern nehmen Sie immer diejenige an, die der, mit dem Sie umgehen, gerne will, daß Sie haben sollen!"

Aber mich zu verfolgen; und Geistliche die Ursache meiner Verfolgung.

„Ich hab' es Ihnen gesagt. Ihre übereilte Hizze werde Ihnen schädlich sein. Danken Sie der Vorsicht, daß Sie izt nur noch mit einer blutigen Nase davon kommen. Wär' ich nicht, Sie würden sich diesmals gewiß das Genikke abgestossen haben. Daß Geistliche die Ursache dieser Verfolgung sind, müssen Sie Ihnen nicht verargen. Diese glauben, daß es ihr Amt mit sich bringe, alle zu ver-

fol-

folgen, die nicht ihrer Meinung sind. So haben in den vorigen Jahrhunderten die Geistliche viele Unschuldige Amtswegen ermordet; und noch izt verbrennen die heiligen Gerichte Amtswegen ihre Nebenmenschen. Lassen Sie sichs zur Warnung sein. Folgen Sie meinem Rathe, den ich Ihnen gab, und sein Sie vorsichtiger auf einem Wege, worauf Sie sich schon oft die Nase blutig gefallen haben!"

Mein Onkel — 'S soll nicht mehr geschehen! Nun dankte er seinem wohlthätigen Freunde auf das höflichste für alles, was er von ihm empfangen hatte. Empfohl sich seinem Andenken, gelobte seinen Lehren heiligen Gehorsam, und trabte, nachdem er den Wunsch: möchten wir uns doch noch einmal wiedersehen! mit einem Seufzer ausstieß, seinen Weg fort.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Etwas über das vorige Kapitel.

Ob das Betragen des Giuseppo gegen die Diener der heiligen Gerechtigkeit, und der Rath, den er meinen vielwehrten Onkel gab, sich mit der Rechtschaffenheit eines Mannes vertrage? Möchten meine sehr gelehrten Herrn Leser, Frauen und Jungfrauen — ich bitt'um Verzeihung — Damen und Demoisellen Leserinnen gerne wissen. Nun sie sollen das erfahren.

Der blaue Esel war wirklich noch beim Giuseppo, und doch sagte dieser den Dienern der heiligen Gerechtigkeit: er habe ihn vor einigen Stunden verlassen. — Das war eine Unwahrheit. — Verzeihen sie mein Herr. Giuseppo sagte die Wahrheit. Mein Onkel verbarg sich in das Grab des Joikondo; er war also nicht mehr

im Hause: denn daß Grab und Haus verschiedene Dinge sind, das verstehen sie doch? — Ja, ja verstehen das! — Aber wenn auch mein sehr theurer Onkel im Hause des Giuseppo wirklich noch verborgen gewesen wäre; so würde das noch immer keine Lüge, sondern nur eine Verhelung der Wahrheit gewesen sein: und ob dies erlaubt sei? — Fragen Sie die Herrn Kasuisten!

Doch ohne erst auf die Entscheidung dieser Herrn zu warten; — denn das würde zu lange dauern, bis diese nach allen möglichen und nicht möglichen Fällen, die sich ereignen und nicht ereignen können, zum Schlusse kämen; — so will ich ihnen ganz in der Kürze sagen; was meine maulthierische Philosophie darüber denkt.

Ob die Wahrheit verhelen, oder lügen verschiedene Dinge sind, daß will ich nicht entscheiden, kann es auch nicht, denn ich habe weder Suarez, noch Molina, nach Busenbaum, noch irgend einen jesuitischen Theolo = moral = kasuistischen Schriftsteller gelesen; aber ich glaube, daß

sie von einander nur durch das Kleid unterschieden sind. Und wie es nun möglich ist, daß zween Schurken, einer in den Kleidern eines vornehmen Mannes, der andere in den Lumppen eines Betlers stekken können, ohne daß sie deswegen aufhören Schurken zu sein, und zu einer Klasse von Spizbuben zu gehören; so ist Wahrheit verhelen, oder eine Lüge sagen bei mir immer einerlei, nur daß jedes anders gekleidet erscheinet. Nach meinem Dünken sollte der rechtschaffene Mann entweder gar schweigen; oder wenn er redet, nichts, als Wahrheit reden.

Aber oft ist auch Lügen erlaubt. — Das ist nicht wahr! Kann nicht sein! Was predigen Sie hier für eine Moral Herr Maulesel! — Eine bessere, als Sie meine Herrn Moralisten, da Sie von Tugenden schwäzen, die weder Sie selbst noch andere arme Erdenkinder haben können. Die Unschuld aus den blutgierigen Händen eines Mörders zu reissen, ist erlaubt den Mörder selbst, wenn er anders von seinem grausamen Vorhaben nicht ablassen will, zu ermorden; warum soll es also unerlaubt sein, einen

armen unglüklichen verfolgten Esel vor den Krallen der heiligen Gerechtigkeit durch eine Lüge, welche nicht schadet, den Armen aber nuzzet, zu sichern? Man wird doch nicht behaupten wollen, daß eine Lüge ärger sei, als Todschlag. Und dies war hier der Fall. Hätte Giuseppo nicht sehr klüglich die Wahrheit den viel heiligen Dienern der Gerechtigkeit verborgen; hätte er nicht gewust, diese tiefweisen Herrn, die eben so viel Wiz, Verstand, und wahren Muth haben, als ihre sehr wenig werthen Prinzipalen, geschikt bei der Nase zu greifen, und aus dem Hause zu führen; würde er sich ein Bedenken gemacht haben, die Wahrheit zu verbergen, welche schlimme Folgen hätte dieses nach sich ziehen können! die wohl heilige Gerechtigkeit hätte einen ungerechten Todschlag begangen; blos aus der Ursache, weil sie glaubte, ein blauer Esel habe ihre weise Staatsverfassung getadelt, welches, beim Lichte betrachtet doch eben noch kein henkenswerthes Verbrechen ist:

Wollen Sie unter den Menschen fortkommen und glüklich sein, so lernen

nen

nen Sie die Kunst, sich zu verstellen. Zeigen Sie sich nie den Menschen in Ihrer wahren Gestalt; sondern nehmen Sie immer eine solche an, die der, mit dem Sie umgehen, gerne will, daß Sie sie haben sollen. — Was dünkt Sie zu einem solchen Rathe? — Calade avec six points! — Ich bitte um Verzeihung, vielleicht hab' ich Sie mit meiner Frage gestört. Ich hatte schon wieder vergessen, daß Sie nicht denken — wollen. Werde mich also selbst fragen, was ich Maulthier; Verfasser der Geschichte eines blauen Esels davon denke?

Wer unter den Menschen nur eine Gestalt annimt, darf nicht hoffen, irgendwo fortzukommen. Redlich, ohne Verstellung wird er seine Tugenden so, wie seine Fehler, aufdekken, und jeder wird bei der ersten Unterredung die Ehre haben, nicht nur allein sein Gesicht zu kennen; sondern er wird auch sein Herz ganz enthüllt, ohne all Maske sehen, und so wird der einfache, eingestaltige Mann sich hunderten zeigen, und — von hunderten betrogen werden. Dieses zu

vermeiden ist also sehr nothwendig, noch mehr Gestalten anzunehmen, als Protheus, und überall, wo man sich zeigt, zwar ein offenes Gesicht, aber ein sehr stark verhülltes Herz sehen zu lassen. Giuseppo kannte die Menschen. Er zog aus den Erfahrungen, die er unter ihnen gemacht hatte, diesen goldenen Rath heraus, und, da er meinen Onkel glüklich machen wollte, so empfahl er ihm selben als die wichtigste Lebensregel. Sich zu verstellen ist also nöthig; das heist: — um den Begrif dieses Wortes aus einander zu sezzen, — man muß das überall zu sein scheinen, was man glaubt, daß ein andrer ist; selbst aber — gar nichts sein. — — Ei, ei! das ist ja häslich! da ist man weniger als ein Kamäläon! Dieses nimt nur, wenn es sich zürnet, verschiedene Farben an; kricht sonst aber immer in seiner blaulicht grauen Gestalt herum. — — Ja nun, was ist zu thun? Freilich sagten die Alten, der rechtschaffene Mann müsse ohne Verstellung sein. — Aber diese Rechtschaffenheit, dies Offene, dies Feste der Karaktere — lieben Alten! das lehrtet ihr

nur, das hattet auch ihr nur! Unsre Klugheitslehrer verstehen das Ding besser. Schikke dich in die Laune eines jeden, den sein Kleid und sein gestreiftes Band berechtiget launigt zu sein. Sei das, was er ist. Schmeichle seinen Leidenschaften. Lobe seine Thorheiten. Rede viel von seiner Pracht, von seinen Reichthümern — wenn gleich die Juden seine Güter ganz in Kontribuzion haben. — Erhebe seine Güte, und Menschenfreundlichkeit *) wenn

*) Warum denn nicht auch den Verstand, die Kenntnisse? — „Es scheint: daß sie sich nicht viel bekümmern, die grossen Herrn, ob man glaube, daß sie Verstand haben. Würden sie das, so würden sie sich bemühen, verständig zu werden. Der Klugheitslehrer hat dieses vermuthlich gewust; oder er war wohl gar überzeugt, diese Herrn könnten es übel nehmen, wenn man sagt: sie hätten Verstand; weil gemeiniglich nur niedrige Menschen Verstand besizzen, und sie sich eben so sehr nicht enkanaliren wollen, Den Verstand mit den Bürgern gemein zu haben.„ — so sagte ein Mann, der, da ich eine Note schreiben wollte, über meine Schultern ins Manuskript gukte; und ich — schrieb das, was er sagte, statt der Note. A. d. H.

auch die Unterthanen hungersterben. — und du wirst dein Glük machen Wirst — ein rechtschaffener Mann! — das eben nicht; — aber ein angesehener Mann sein, und bist du das — wozu brauchst du Rechtschaffenheit! — — — O goldene Klugheitsregel! würdig zur Ehre der Menschen ober den Thoren der Grossen in Stein gehauen zu werden, wie jener unbedeutende Spruch: Kenne dich selbst! ober der Thür des Tempels zu Delphos; damit ein jeder, der sein Glük zu machen, bei einem dieser Erdegötter eintritt, dich lesen, und indessen seine wahre Gestalt beim Portier ablegen könne. — —Ende des Nachtrags!!! — — —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wir treffen den blauen Esel in einer schönen Stadt an. Wollen doch sehen, was er da macht.

Wir haben meinen lieben Onkel immer auf dem Wege forttraben lassen, und über Kleinigkeiten geschwäzt, ohne uns zu bekümmern, wohin, wie weit und wie lange er schon trabte. Wir wollen uns also ein bischen nach ihm erkundigen, ob er nicht irgend wo zu erfragen sei. Treffen wir ihn nicht mehr an, so muß ich meine Feder, wie ein gefangener Soldat das Gewehr, strekken, und es bleibt mir nichts mehr übrig zu schreiben, als in der Mitte neines Buches, wo die Leser noch manches mit Recht erwarten können: Ende der Geschichte mei-

meines Onkels — Auch hierin hätt' ich ja das Ansehen vieler Schriftsteller für mich! —

Zum guten Glükke fand ich einen Mann, der mir sagte, daß mein lieber Onkel in der Stadt *** im Gasthafe beim Hirschgeweihe eingekehret sei. Wir wollen ihm nachreisen, und sehen, wie er sich befindet.

Bei seiner Ankunft versammelten sich alle Einwohner, das Wunder zu sehen. Es waren ihnen zwar schon viele Esel zu Gesichte gekommen; und sie selbst hatten deren eine ziemliche Menge in der Stadt; aber noch nie sahen sie einen blauen Esel. —— Ein schöner Esel, ein Wunderesel, ein niedlicher Esel, ein artiger Esel, ein allerliebster Esel, ein sehenswürdiger Esel zischte sich alt und jung in die Ohren.

Mit meinem Onkel kam zu gleicher Zeit ein Mann in der Stadt an, dessen Verstand, Gelehrsamkeit, edler und rechtschaffener Karakter seinen Ruhm überall

verbreitet hatten. Er führte einige Seltenheiten der Natur mit sich, und glaubte, daß man, da so viele Leute sich heran drängten, einen blauen Esel zu sehen, noch neugieriger sein werde, ihn zu kennen. Er irrte sich. Zween Knaben und ein alter Schulmeister traten zu ihm; ihn, — nein, seinen Orang Outang zu bewundern. Er sah die Leute mit einigem Mitleiden an, und sagte zu sich selbst: „Was für Menschen sind das, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen blauen Esel richten, der sonst alles, nur die einzige Farbe seiner Haare nicht, mit andern Eseln gemein hat! die oft Dinge, die für ihren Verstand, für ihre Glükseligkeit wichtig sind, mit der grösten Gleichgültigkeit unbemerkt bei ihnen vorbeigehen lassen! Wie bedaure ich solche elende, arme Geschöpfe." — Das hatte er eben nicht nöthig, sagte einer. Ein blauer Esel bleibt immer ein — blauer Esel, den man nicht alle acht Tage zu sehen bekommt; und so was seltenes verdient doch eher bemerkt zu werden, als ein Gelehrter. — — Dieser Mensch hatte Recht. Auf die Far-

be des Kleids kömmt doch jeziger Zeit alles an; und das bleibt auch immer richtig, daß die Menschen eher einen Esel, als einen Gelehrten bewundern werden — Was hatte sich also dieser Mann darüber zu ärgern!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ein Gasthof. Wir können auch darin ohne Geld einkehren.

Unter einer Begleitung der meisten Einwohner kam mein lieber Onkel glüklich im Gasthofe an. Er trat ins Zimmer, und die Gäste empfingen ihn sehr freundlich. Der Wirth ging ihm entgegen, und führte ihn, das Müzchen in der Hand, in ein Nebenzimmer, wo noch drei andere Gäste sassen. Der Wirth war äusserst höflich gegen ihn, denn er glaubte, da mein Onkel ein ausserordentlicher Fremder sei, seine Rechenkunst nach der Regula duplex bei ihm praktiziren zu können. Mein Onkel nahm stillschweigend am Tische einen Plaz ein, und betrachtete sehr aufmerksam die Gäste, die bei ihm sassen.

Der erste, der ihm in die Augen fiel, war ein Mann, schwarz gekleidet, mit kur=

kurzen dünn angebauten Haaren, die ein schwarzes Kapchen bedekte. Er hatte eine finstre runzlichte Stirne, tief im Kopfe sizzende kleine graue Augen, die von grossen schwarzgrauen Augenbraunen beschattet wurden, eine gebogene breite, grosse Nasse, einen weiten Mund, gelbe Zähne, hohle Wangen, und Gesichtszüge, aus denen Lavater geschlossen hätte: Der Mann sei ein stolzer Narr, tükkisch, boshaft, zornig und schadenfroh. Er hatte eine Flasche Wein vor sich stehen und trank so ziemlich seinem Stande gemäß, denn er war ein Geistlicher. Der andre war ein Mann in einem grauen Rokke. Sein Kopf war unter fremden Haaren verborgen, sein Gesicht verrieth sonst einen ehrlichen, rechtschaffenen Mann; aber man sahs seiner Nasenspizze an, daß er weiter sehen wollte, als seine Augen reichten. Er las bei einem Gläschen Wein sehr aufmerksam die Zeitung. Der dritte war ein junger Mensch, dessen von Gelehrsamkeit eben nicht allzu schwerer Kopf auf dem linken Arme ruhte. Er zerrte sein Gesicht in alle mögliche Formen eines bald rasenden, bald traurenden,

den, seufzenden, wüthenden Menschen; kreuzte mit der rechten Hand in der Luft herum, saß eine Pause still, fuhr mit einem Male wieder plözlich auf, daß er dadurch die beiden andern Gäste erschrekte. Anfangs glaubten sie, die Verzükkungen seiner Muskeln rühren von einer Nervenkrankheit her, nnd darum fragten sie ihn, wie lange er schon von diesem Uibel gequält würde? Ob kein Mittel bei ihm anschlagen wollte? u. d. gl. Der junge Mensch brach in ein lautes affektirtes Lachen aus; und nachdem er die beiden Herrn eine Weile die scharfe Geisel seines spöttichen Lachen, wie er glaubte, empfinden ließ, sagte er: Meine Herren! Sie müssen sehr wenig Umgang mit Dichtern haben, sonst würden Sie wissen, daß das keine Verzukkungen einer Nervenkrankheit sein können; sondern daß ich einer von den begünstigsten Söhnen des Parnaß bin, der auf die Ausarbeitung eines grossen Trauerspiels denket, in welchem alle Leidenschaften nach der Natur geschildert werden. Sie würden wissen, daß dem Dichter dieses unmöglich ist, wenn er sich nicht selbst in die

Lage

Lage einer jeden Leidenschaft die er schildert, zu versezzen weis, und das, was er ausdrükken will, nicht erst selbst empfindet. Sehen Sie die Ursache meiner Verzukkungen. Ich bemühe mich all die abwechselnden Leidenschaften, die in meinem Stüke herrschen sollen, erst selbst zu fühlen.

Der Mann in der Perüke. Was ist das für ein Stük, das Sie bearbeiten.

Der Dichter. Ein Stük dessen gleichen die Welt noch nicht gesehen hat. — Es sterben wenigstens zwanzig Personen darin.

D. M. in d. P. Lesen Sie auch die Zeitungen.

D. D. Ja. Aber ich ärgere mich darüber. Es steht nichts merkwürdiges darin, keine Heldengedichte, keine schöne Oden, — sie sind nicht auszuhalten.

D. M. in d. P. Aber das Politische. —

Der Dichter. Taugt den Geier nicht.

D. M. in d. P. Wie! was! das ist das vornehmste. Nur ist das das verdrüslichste, daß man mich nicht dabei zu Rathe zieht, wenn die Höfe etwas projektiren — O ich, ich wollte ihnen Projekte machen, daß die Welt darüber staunen müßte.

Der schwarze Mann mit dem Kapchen. Sie verstehen beide nichts. Die Zeitungen sollten weder Heldengedichte, noch Oden, noch politische Dinge enthalten; sondern lauter Jesuitische Abhandlungen von der Gnade, damit doch die Mnnschen wüsten, ob sie mit der hinlänglichen, wirkenden, oder übernatürlichen Gnade selig werden.

Der Mann in der Perüke. — Wie! wer! was! ich sollte nichts verstehen! Ich, der ich alle Zeitungen lese! der ich alle Klassikker, den Helvez, Rousseau, Bassedow, Plutarch, und sogar die Gespräche im Reiche der Toden ge-

lesen

lesen habe! Ich sollte nichts verstehen.“

Der Dichter! Ha, ha, ha! Ich ein Sohn des Apollo! Von den Musen gesäugt, und von den Grazien unter Rosen erzogen, Ich sollte nicht wissen, von was Zeitungen handeln müssen — ha, ha! ha!

Nun runzelte sich die Stirne des finstern Mannes in tiefe Falten. Seine kleine Augen fingen an zu funkeln, und sich zwischen den Höhlen herauszuarbeiten. Die Augenbraunen sträubten sich in die Höhe. Seine Stimme donnerte fürchterlich. — Ja, ja, Sie alle verstehens nichts. Ich muß das besser wissen. Ich der ich Professor auf zwo Universitäten war, Doktor der Theologie, und Censor des hebräischen Faches bin! Sie beide sind Narren!

Der Streit wurde izt hizziger. Ein jeder wollte mehr wissen, als der andere, und schimpfte denjenigen einen Narren, Dumkopf u. s. w. der es verneinte. Endlich machten sie meinen vielwehrten Onkel

zum

zum Schiedsrichter, und baten ihn, zu entscheiden, wer mehr wisse: ein Politiker, ein Dichter, oder ein Professor zwoer Universitäten, Doktor der Theologie und Censor des hebräischen Faches? Ihr Eifer machte sie so blind, daß sie nicht einmal sahen, daß sie einen Esel zum Schiedsrichter wählten. Dies ist nun bei den Menschen eben nichts ungewöhnliches meint mein Wärter, daß ein Esel Prozesse schlichtet und Richterstelle vertritt. Und da mein Onkel ein blauer Esel war, so sei die Wahl dieser drei Herrn zu entschuldigen.

Der blaue Esel übernahm dieses Geschäft sehr ungern. In der That ist auch nichts schwerers, als zwischen einem Politiker, Dichter, Professor zwoer Universitäten, Doktor der Theologie, und Censor des hebräischen Faches zu entscheiden, wer aus ihnen am meisten wisse? Weil sie aber ein festes Vertrauen in seine Einsichten sezten, so wollte er nicht so unhöflich sein, ihnen durch eine abschliche Antwort verstehen zu geben, ihre Wahl sei nicht die klügste, er nahm also das Wort. —

Meine Herrn (sagte er) Sie streiten über eine Sache, die so schwer zu entziffern ist, daß sie der hl. Geist in einem unfehlbaren Konzilium kaum entscheiden könnte. Um ihnen aber meine Meinung zu sagen; so glaub' ich: Sie wissen alle drei — nichts! Koffee- und Schenkenpolitiker sind abgeschmakte Narren, die Königreiche regieren wollen, Staatsprojekte erfinden, und dabei ihre häusliche Angelegenheiten, die sie mehr, als Kabinetssachen, die ihnen allzeit ein unauflösbares Räthsel bleiben werden, interessiren müssen. Ich glaube, es wäre klüger, wenn sich diese Herrn bekümmerten; ihre Geschäfte in einen bessern Gang zu bringen, wenn sie für das Wohl ihrer Familien, welches ihre Pflicht ist, sorgten, als für das Wohl des Staates, das des Monarchen Pflicht ist. Dichter sind rasende Köpfe. Denn ohne Raserei würden sie nie den Schwung nehmen, den sie Adler Flug zur Sonne nennen, der aber nichts anders ist, als Adlerflug zum Tollhaus. Ein Professor ein Doktor der Theologie, und ein Censor des hebräischen Faches ist — — kein Oedipum jedes Sphinxische Räthsel zu entziffern.

Und

Und welcher Mensch kann sagen er weis was? Keiner! Ich kenne nur einen einzigen, unter den Menschenkindern, der was wuste, und dieser war der, welcher gestand: er wisse nichts.

Mit dieser Entscheidung waren die drei Herrn nicht zu frieden, und glaubten, ein Esel hätte — klüger entscheiden sollen. Sie verliessen die Stube, und der Gastwirth fragte meinen Onkel, ob er nicht in den Saal hinaufgehen wollte.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bekanntschaften: Die Szene verändert sich aus der Gaststube in einen Saal, Neue Personen treten auf. Ein Soldat. Ein Gelehrter, und — Gott verdamm mich! Ein Engländer.

Gott verdamm mich! rief der Engländer da mein Onkel zur Thür des Saals eintrat, Gott verdamm mich ein seltsamer Gast!

Mein Onkel erschrak zimlich über das: Gott verdamm mich! welches ihm der Engländer entgegen donnerte, und bat um Vergebung, wenn er etwa die Herrn in ihrem Gespräche störe.

Donner und Wetter, schrie der Soldat, sezzen Sie sich zu uns ohne Umstände! Hier ist jeder Herr für sein Geld. Hol-

len mich dreissig Millionen Teufeln ich war noch nie in der Gesellschaft eines Esels.

Der Engländer zupfte den Obristen beim Rok. Gott verdamm mich, nicht so vermessen geschworen, Herr Obrister, in welcher Gesellschaft giebt es keine Esel?

Ob: Tausend Element, Herr, Sie haben Recht! daran dacht ich nicht. Donner und alle Wetter, diesmal hätt' mich der Teufel mit dem grösten Rechte holen können. Ich hab den falschesten Schwur geschworen, den je ein Soldat schwören kann. Poz Bliz und Hagel! Ich wollte aber nur sagen, in der Gesellschaft eines blauen Esels.

Der Gelehrte zu meinem Onkel' Sezzen Sie sich mein Herr! Es freut mich die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu machen.

Mein Onkel nahm zwischen dem Obristen und Engländer Plaz.

Der Gelehrte. Wo geht Ihre Reise hin?

M. O. Nach den Hof von ****

Der Eng. Gott verdamm mich, auch mein Weg. Ich reise mit Ihnen.

Der Ob. Hol mich dieser und jener und alle Teufel ich bin mit von der Gesellschaft,

Der Gel. Aber Herr Obrister, muß es denn immer geflucht sein?

Der Ob. Aber Herr Gelehrter, zum Donner und Wetter, wer flucht denn?

Gel. Gott behüte, schon wieder ein Fluch! Ich hab, es Ihnen doch erst handgreiflich demonstrirt, was das Fluchen für eine gräuliche Sünde sei.

Der Eng. Gott verdamm mich, Herr, Sie haben aber nicht demonstrirt, was Fluchen ist?

Gel.

Gel. O, Ihr Fluch ist der schreklichste. Müssen Sie denn immer Gott auffodern, Sie zu verdammen? Ist es nicht genug, daß es Ihre Sünden thun? Und wie kann ich Ihnen besser, und deutlicher sagen, was Fluchen ist? Es kann Ihnen keiner so alle Laster schildern, als ich es gethan habe; keiner Ihnen sagen, wie häslich jedes Laster, wie reizend die Tugend sei, und wie glüklich sie uns mache. — O die göttliche Tugend! Sie ist die Zierde des Menschen, sein Ruhm, sein alles. Ohne sie verdienen wir nicht den Namen eines Menschen. Das hab ich Ihnen alles bewiesen. Und was das Fluchen, dieses gräslichste aller Laster betrift, das hab' ich Ihnen so deutlich erkläret, daß es ihnen keiner so ad Unguem demonstriren kann, als ich.

Ob. Das haben sie, Herr sehr gelehrt haben Sie das. Aber ich will immer und ewig des Teufels sein, wenn demonstriren und handeln nicht zweierlei ist.

Gel. lachend. Der Herr Obriste haben hier einen sehr wahren Saz herausgeflucht.

Ob. Und die erste Kanonkugel soll mich in Milionen Stükke zerschmettern, wenn das nicht auch wahr ist, daß demonstriren leichter ist, als handeln.

Der Gelehrte schwieg.

Ob. Und nun, Herr, was wollen Sie mit Ihrem demonstriren? Tausend Millionen Donnerwetter! Das Fluchen ist vom Soldaten unzertrenlich. Sobald er die Uniforn anzieht, muß er schon fluchen. Entweder ist sie an einem Orte zu weit, oder zu eng, und da heist's nun: daß dich tausend Teufel in Stükken zerrissen, du verdamter Rok! Hier eine verfluchte Falte; da preßt's daß der Teufel einem hohlen möchte — daß dich das kurländische Donnerwetter! — — Sehen Sie, Herr, das ist das erste, und dann das tägliche Gebet des Soldaten. Und, Herr, was man täglich thut, oder thun muß, wird das nicht Gewohnheit? Und, blutiges Herr Gott Donnerwetter! Wie können Sie verlangen, die Gewohnheit eben so leicht abzulegen, als es Ihnen leicht fällt, ein Ding der Länge und der Quer

zu

zu demonstriren, von dem Sie vielleicht selbst kaum die Hälfte glauben? Herr, ich war Unterossizier. Hab Rekruten dressirt. Hab den Kerln das Exerzieren so vordemonstrirt, wie ein Professor nur immer seinen Schülern demonstriren kann, daß ein Zirkel kein Vierek sei. Dachte die Kerls müsten izt ohne Fehler die Handgriffe machen, und doch war's gefehlt. Ihr Schwernöter, schrieh ich, hab ich's euch nicht zu allen Teufeln handgreiflich genug demonstrirt wie ihrs machen sollt? Herr Korporal, sagte ein Rekrut, und gab mir die Muskette, haben Sie die Güte, und machen Sie's uns vor." Ich that's, und, Herr, bei allen Teufeln, ich fehle selbst. Da sah ich dann, daß demonstriren und handeln zweierlei ist, und daß man leichter demonstrirt, als handelt.

Eng. Gott verdamme mich, wahr, Herr Obrister, wahr. — Aber, Herr Gelehrter, was ist Fluchen? das demonstriren Sie uns!

Gel. Was braucht das noch viel demonstrirens. Ist denn das, was Sie al-

le Augenblikke ausstossen, nicht der gröste Fluch?

Eng. Falsch, Herr, Gott verdamm mich, falsch! Sprichwort, Gewohnheit, aber nicht Fluch. Die Worte machen keinen Fluch sondern das Herz. Wenn ich einem Uibels an den Hals wünsche, das heist fluchen. Nicht leere Worte, die ihre Bedeutung nur vom Herzen erhalten. Wenn ihr Herrn um die Ausrottung derjenigen bettet, die nicht eurer Meinung sind, so flucht ihr ihnen mit eurem Gebete; denn ihr wünscht ihnen alles Unheil mit gröster Andacht. So thats ein König, der seinen Feinden so gräsliche Flüche in den melodischten Tönen an den Hals sang, als wohl nie alle Engländer mit ihrem: Gott verdamm mich! geflucht haben.

Ob. Richtig, Herr, richtig. Mich soll das Donnerwetter erschlagen, wenn das nicht so ist. Zum Gelehrten. Nicht die Worte, Herr, machen den rechtschaffenen Kerl, sondern seine Handlungen. Ich war in Feindsland. Fluchte alle Donnerwetter und Teufel her, daß sich die Leu-

te

te anfangs vor mir kreuzigten; aber — hol mich der Teufel! — den Kerl von meinen Soldaten hätt' das Donnerwetter erschlagen sollen, der sich unterstanden hätte, einen Bürger, oder Bauer nur ein Huhn zu nehmen oder ihn zu mishandeln. Da die Leute endlich sahen, daß ich Ihnen nichts zu leide thun ließ, waren ihnen meine ärgsten Flüche lieber, als der andächtigste Segen der Mönche. Da ich fortmarschirte, so trauerten alle, und sagten laut: mein Fluchen hab' ihnen mehr genuzt, als das Beten der Pfaffen: ich hätte Ihnen mit Fluchen das Ihrige erhalten; diese aber rauben ihnen durch Segen und Gebet ihr bischen Hab und Gut. zu meinem Onkel. Aber, Herr Sie sizzen da so stille. Was halten Sie davon?

M. O. Ich hale es mit Ihnen, Herr Obrister. Leute, die am meisten fluchen sind oft die brafesten, so wie diejenigen, welche stets von Tugend reden, die oft ärgsten Bösewichter sind.

Eng. zum Gelehrten. Gott verdam mich, das war ein Hieb, den Sie von keinem Esel vermuthet hätten.

Gel. Der mich aber nicht getroffen hat. **Wer eines reinen Herzens ist, achtet nicht der Spöttereien.**

M. O. Auch war das, was ich sagte, keine Spötterei, die Sie treffen sollte, sondern nur allgemeine Anmerkung. Ich sagte nur oft, nicht immer. Aber doch will ich lieber mit einem zu thun haben, der alle Teufel im Munde führt, als mit einem, der den ganzen Tag mit dem Betbuche herumgeht. Wie mancher Andächtling betrügt mit der heiligsten Mine, mit dem andächtigsten Gebete die andern, indessen der Flucher die Ohren zwar in etwas erschüttert, aber doch niemanden schadet. Lieber Herr Gelehrte. — — Mein Onkel grif hier an seine Nase, und erinnerte sich noch zu rechter Zeit, da er eben seine Meinungen vom Gebete, der Andacht, u. d. gl. auskramen wollte, wie sehr er sich selbe erst vor kurzem blutig gefallen habe. Mit dieser Idee seiner bluti-

gen

gen Nase war auch die Idee von Giuseppos Lehren verbunden, daß ihm dann bei der Erinnerung an seine blutige Nase unumgänglich auch Giuseppos Rath einfallen mußte. Dieser Rath und seine blutige Nase hatten so mit einem Male seine Seele erfüllt, daß er, statt in seiner Anrede fortzufahren, sagte: Lieber Herr Gelehrte! — Es thut weh, wenn man sich die Nase blutig fällt.

Eng. "Gott verdamme mich was hat eine blutige Nase in unsern Gespräche zu thun." — Er brach in ein helles Lachen aus, worin ihn der Obriste mit einem alles erschütterden Basse treulich sekundirte.

Mein Onkel merkte izt erst, daß die blutige Nase hier der Hanswurst im Trauerspiele war, und wurde ganz verwirrt und schamroth. Der Gelehrte, welcher die Verwirrung des blauen Esels merkte, fühlte eine innerliche Freude, daß sich mein Onkel mit seiner blutigen Nase so lächerlich gemacht habe, und wollte sich dessen Verwirrung bedienen, um ihn dem Gelächter noch mehr auszusezzen.

Sie

Sie sind sehr mistisch, sagte er und ich bitte, mir den Gedanken von der blutigen Nase mehr auseinander zu sezzen. Der Engländer lachte izt heftiger, und der Obriste stieg um eine ganze Oktav in seinen Basse. Mein Onkel ward dadurch noch verwirrter, und wollte sich aus der Patsche helfen. Ich wollte, sagte er, dadurch andeuten, daß eine blutige Nase.— Der Gelehrte fiel ihm spötisch ins Wort —— eine blutige Nase sei, und lachte izt sehr herzlich über den wizzigen Einfal, muste aber zu seinem Herzensleid bemerken, daß weder der Engländer noch der Obriste mitlachte. Er unterdrükte voll Galle seine Lache auch, und mein Onkel gewann durch diese kleine Pause Zeit, sich zu erholen.

Drei-

Dreissigstes Kapitel.

Dem Wolf wird die Schaafshaut abgezogen.

Der Engländer und der Oberste wollten eben ein neues Lachduett über die blutige Nase meines Onkels anstimmen, als mit einem Male ein Lärm auf der Gasse entstand, der das Duett unterbrach, und alle ans Fenster zog. Ein alter Mann wurde von der Wache ins Gefängniß geschleppt. Eben wollte man die Ursache seiner Gefangennehmung erfragen, als die Thüre schnell aufgieng und ein reizendes Geschöpf mit fliegenden Haaren, und beträn̄ten Wagen zu den Füssen des Gelehrten stürzte. Der Anblik dieses holden Engels den der Schmerz und die Tränen verschönerten, rührte alle bis auf den Gelehrten, der durch die Anrede des Mädchens in eine grössere Verwirrung gerieth, als mein Onkel durch die blutige Nase." Grausamer, rief sie, warum verfolgen

Sie

Sie mich so! Wie konnten Sie unter der Larve der Freundschaft meinem Vater Ihre Hülfe anbieten, da Sie ihn izt, als einen Missethäter, ins Gefängniß werfen lassen, weil er Ihnen den Preis versagt, den Sie von ihm für Ihre Hülfe foderten. Sie wusten, daß mein Vater Ihnen das Geld nicht zurükgeben konnte. Er sagte es Ihnen, und Sie drangen es ihm auf, nur aus der Absicht, meine Unschuld zu morden. Sie glaubten, Dankbarkeit und Furcht würde Ihnen das gewehren, was schmeichlerische Verführungen nicht vermochten. — Aber „ — Sie wollte weiter reden: doch Schmerz und edler Zorn einer gekränkten Tugend banden ihre Zunge. Aber sie hatte schon genug gesagt. — Der Wolf stand da in seinem natürlichen Pelze.

Himmel und Erde Milliondonnerwetter, schrie der Obriste, und stürzte zur Thüre hinaus. Gott verdamme mich, rief der Engländer und hob das Mädchen auf was ist die Schuld Ihres Vaters? — „Ach! tausend Gulden. „ Gott verdamme mich, eines solchen Bettels wegen —! Er

Er zog seine Börse heraus und warf dem Gelehrten mit einem Gott verdamm mich die tausend Gulden in Gold auf den Tisch. Scham — nicht doch, ein Gelehrter hat keine Schaam — Zorn und Wuth drükten sich wechselweise auf dem Gesichte dieses Herrn aus, der so gelehrt demonstrirt hatte, daß fluchen eine gräuliche Sünde, die Tugend so reizend sei, und uns uur allein glüklich mache, und den der Spott meines Onkels nicht treffen konnte, weil er — reines Herzens war. Er wuste nicht, was er sagen sollte, als der Obriste mit dem Vater des schönen Mädchens eintrat. — Holen mich tausend Teufel, es waren feige Hundsvöter. Hier Mamselchen ist ihr Vater, und's kurländische Donnerwetter soll den Milliontausend Klafter in den Erdboden schlagen, der ihn noch einmal von ihrer Seite reissen will „ — Einen Blik auf den Gelehrten, der ihn zittern machte.

Haben Sie nie, meine Leser und Leserinnen einen Vater auf dem Krankenbette gehabt, dem die Aerzte das Leben

abgesprochen, und den die Geistlichen schon mit einem Passe = port in die andere Welt versehen hatten; oder einen Geliebten, den das Vaterland in's ährene Feld der Schlacht rief, von dessen Tod Sie in allen Journalen die gewisseste Nachricht lasen, und dessen Kameraden, die ihn fallen sahen, Ihnen selbst diese Nachricht als augenscheinliche Zeugen beståttigten. Wenn nun dieser geliebte Vater vom Krankenbette wider alle Hofnung mit aller Stårke und Gesundheit aufstand; oder dieser Geliebte, dessen Tod sie in Ihrer einsamen Kammer mit den zårtlichsten Trånen beweinten, plötzlich vor Ihnen dastand, Sie in seine Arme schloß, und Ihren Mund mit den feurigsten Küssen dekte, was haben Sie da wohl gefühlt, empfunden, und gesprochen? Alles dieses fühlen, empfinden, und sprechen Sie izt wieder, wenn Sie lesen, wie die zårtliche ihren Vater liebende Tochter denselben so plötzlich in ihren Armen fand, den sie vor einigen Minuten mit Ketten beladen ins Gefångnis schleppen sah, und Sie werden sich einen bessern Begrif davon machen können,

als

als ich und alle Dichter Ihnen durch die Schilderung dieser Empfindungen geben können. Es giebt ein Gefühl, das über allen Ausdruk geht, das zwar empfunden, aber nicht gemalet werden kann; und ein solches Gefühl müssen Sie sich bei dieser Umarmung denken, oder es ist besser, Sie denken sich gar keins. — — Mit zitternden Armen drükte der freudige Vater das liebe Mädchen an seine Brust, und stammelte mit gebrochenen Worten, ein — hab' ich dich wieder, liebe, gute Tochter! — heraus. Die Freude des Vatters, das Entzükken der Tochter war so gros, daß sie beide im ersten Augenblikke vergassen, ihren Errettern zu danken. Der Obriste und der Engländer fühlten, (ohngeachtet der erste diese Szene manchmal mit einem halben Fluch oder hol mich der — unterbrach) was edle Seelen fühlen, wenn sie eine gute Handlung begangen haben. Mein Onkel dachte: ich möchte an der Stelle des Engländers sein; und der Gelehrte empfand, daß er — ein Gelehrter sei. Endlich verlohr sich die Heftigkeit ihres ersten Entzükkens. Sanftere Freude nahm

dessen Stelle ein, und nun wollte der Vater seinem Erretter danken. Ein blutiges Milliondonnerwetter des Obristen ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Herr was wollen Sie? Danken, das ich Sie den Händen eines Schurkens entrissen habe? Hol mich der Teufel, das war Pflicht, und verdient keinen Dank. Die Bedrängten zu schüzzen ist Soldatenpflicht und hierin muß er keine Ausnahme machen. Ich hab's mein Lebtage so gethan. Hab mich immer des Unschuldigen angenommen. Bin freilich oft mit meiner Hizze — denn Herr, bei allen Teufeln zum Uiberlegen taug ich nicht! — in Ungelegenheiten gerathen; aber ich dachte, immer besser zur Hülfe zu hizzig und übereilt, als kalt und bedachtsam. Was Ihre Schuld betrift, das Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn ich sie nicht zahle. Sie sind quit und ledig von dem Herrn, der so schön demonstriren kann.

Eng. Gott verdamm mich, der Herr ist nichts schuldig. „ Und hiemit das Gesicht zum Fenster hinaus.

Jzt

Izt rühmte das Mädchen die Grosmuth des Engländers, der Vater wandte sich also zu ihm, um ihm für die Gütte zu danken. „Mein Herr, sagte er, der Sie so grosmütig waren, eine Schuld für mich an diesen Niederträchtigen zu zahlen, ich bin nicht im Stande, Ihnen das Geld wieder zu geben.

Engl. Gott verdamm mich, das sollen Sie nicht. Der Engländer giebt nicht, um wieder zu nehmen.

Daß izt Vater und Tochter den beiden grosmüthigen Männern mit aller Wärme danken. Daß besonders das liebe Mädchen dem Engländer Ihre Empfindung mit etwas mehr Feuer, als dem Obristen, ausdrükte, weil — er jünger und auch reizender gebildet war, und wir unsere Rettung einem jungen schönen Mann lieber verdanken als einem sechzigjährigen Obristen: — dieses zwar gestand sich das Mädchen nicht. Sie glaubte, das Gott verdamm mich des Engländers schalle nicht so fürchterlich in den Ohren, als des Obristen seine schrekliche Flüche. —

Daß sie dem Gelehrten die bittersten Vorwürfe machten, die ihn aber nicht trafen, weil er — ein Gelehrter und reines Herzens war, alles dieses werden Sie sich, meine Leser und Leserinnen sehr leicht vorstellen können.

Gott verdamm mich, rief der Engländer (zum Gelehrten) Herr, wenn ich Sie noch einmal in meiner Gesellschaft antrefen, so will ich Sie zum Zimmer hinaus bakſen, daß Sie an einen Engländer denken sollen.

Milliondonnerwetter, schrie der Obriste, ist der Schurke noch hier! Ihn sollen tausend Teufel in Stüken zerreissen. Er faste ihn beim Arm und führte ihn so schnell die Treppe hinab, daß dieser nicht einmal Zeit hatte, sich für die Begleitung zu bedanken.

Mein Onkel dachte indessen: Den Gelehrten will ich nicht trauen, die so schön den Werth der Tugend demonstreiren.

Wäh-

Während dem waren die Augen des schönen Mädchens sehr geschäftig, den Engländer von Fus bis zum Kopf zu betrachten, und manchmal entwischte ihr ein Blik von einem Seufzer begleitet, welchen mein Onkel für etwas mehr, als blos dankenden Blik hielt. Auch der Engländer schielte manchmal nach ihr hin, und murmelte immer zwischen den Zähnen: God damn t'is a Fine Girl. Der Vater sah nach den Obristen hin, und sagte bei sich selbst! Wer hätte bei dem alten Flucher so viele Rechtschaffenheit gesucht!

Es herschte eine kleine Pause zwischen allen. Endlich — denn die Frauenzimmer können doch nicht lange schweigen — nahm das Mädchen das Wort " Wenn wir Sie, grosmüthige Erretter meines Vaters, bitten dürfen, so verschmähen Sie unsre armselige Wohnung nicht, und gönen Sie uns manchmal die Ehre Ihres Besuches. „

Mich soll der Teufel hohlen, wenn ich nicht komme, schönes Kind! Dürfen

nichts fürchten. Ein alter Soldat ist kein gefährlicher Umgang für ein junges Mädchen! — Und auch nicht immer angenehm. — Nun ich will mehr zu Ihrem Vater, als zu Ihnen kommen.

Das Mädchen. Sie scherzen Herr Obrister! Ihre Gegenwart wird uns immer sehr angenehm sein. (Die Blikke, auch während dem, da sie mit dem Obristen sprach immer auf dem Engländer gerichtet) — Und Sie mein Herr, darf ich hoffen, daß Sie uns auch besuchen werden?

Der Engländer sah sie eine Pause an, und machte das Mädchen durch seine Blikke erröthen. Plözlich ergrif er ihre Hand, drükte sie, und sagte: — „Gott verdamm mich, wenn ich Sie jemals wieder sehe!" er warf einen Beutel mit Gold ins Zimmer, und hiemit zur Thüre hinaus.

Eine Träne brach izt wider Willen aus den Augen des Mädchens, die sich für verachtet hielt. Das gute Kind konte

te die Träne nicht verbergen. Sie suchte sie unter dem Vorwande, daß es schmerze, von dem Manne, der so grosmüthig gehandelt habe, der Armuth wegen verachtet zu werden, künstlich zu verstekken.

Nicht, Liebe, nicht das! sagte der Obriste. Denn wenn ich das wüste, ihn sollte der Teufel zwanzig Millionen Klafter tief in die Hölle begraben. — Aber 's ist nicht. Kenn' ihn. Der braveste, grosmüthigste, rechtschaffenste Kerl. — 'S ist nur Humor — engländischer Humor, den jeder Britte hat.

Das Mädchen schwieg. Aber heimlich kränkte sie das: Gott verdamm mich, wenn ich Sie jemals wieder sehe! Vater und Tochter empfolen sich izt, und der Obriste versprach ihnen mit einem: mich soll's kurländische Donnerwetter erschlagen! sie diesen Mittag zu besuchen, und den Engländer mit zu bringen, wenn ihn sein Humor verlassen hätte. Den Vater zwang er den vom Engländer hingeworfenen Beutel mit Gold mit zu nehmen.

Der Obriste kam Nachmittag hin, und brachte den Engländer — nicht mit; denn zum Glük, war es nicht Humor, sondern engländische Grosmuth.

Ja zum Glük, gutes Mädchen! Deiner Tugend zum Glüke war es, daß dieser rechtschaffene Mann so grosmüthig beschlos, dich nicht mehr zu sehen. — — Aber warum? fragen einige Schönen. Ich will Ihr, warum? meine jungen Kinderchen beantworten.

Sobald das Mädchen eintrat, machte es einen Eindruk auf das Herz des Engländers. Ihre Tränen, Ihr Unglük, und — darf ich 's sagen? — ja! auch ihre Tugend vergrösserten denselben. Er konnte nicht widerstehen, sich 's oft mit einem Gott verdamm mich, zu sagen, daß das Mädchen schön sei; daß gewisse Wünsche in seinem Herzen erwachen, welche dieser Tugend, die er so sehr an dieser Schönen bewunderte, gefährlich sein könnten. Er bemerkte, daß er dem Mädchen nicht gleichgültig sei, daß er einen Trieb in ihrem Herzen angeflammt habe;

der

der zur stärksten Leidenschaft werden, daß beide im Taumel dieser Leidenschaft, die Tugend und alles um sich her vergessen könnten. Er wuste, daß ein Mädchen bei der stärksten Tugend immer noch — ein Mädchen sei, daß es bei ihnen gewisse Augenblikke gebe, wo alles nach Liebe athmet, und daß in diesem Augenblikke das Mädchenherz unvermögend ist, einigen Widerstand zu thun. Das gute Kind war ihm einige Verbindlichkeit schuldig. Auch das hätte zu ihrem Falle beitragen können. Er wuste daß ein Mädchen, das sonst den stärksten Widerstand leisten, daß jeder Verführung Truz bot, durch die blosse Erkentlichkeit, die sie einem andern, besonders den sie liebt, schuldig ist, ihm ohne Widerstand alles aufopfert, was sie gegen andere so hartnäkkig vertheidiget hatte. „Soll ich, sagte er zu sich selbst, soll ich die Tugend dieses Mädchens, die ich von der Verfolgung eines heuchlerischen Bösewichts geschüzzet habe, selbst morden? Soll ich das Zutrauen misbrauchen, welches Vater und Tochter in mich haben, da sie mich für tugendhaft halten? Ha, so wär'

ich

ich noch ein ärgerer Bösewicht, als der Gelehrte! — Aber das Mädchen ja nur sehen! — Und von Sehen zum küssen, vom Küssen zum — Nein! Britte, laß uns die Gelegenheit fliehen, dacht er, denn nur in der Flucht können wir das Laster besiegen! „Und so nahm er das Mädchen freundlich bei der Hand, und sprach das das Herz des Mädchens erschütternde Gott verdamme mich, wenn ich Sie jemals wieder sehe! weil er seine edle Handlung durch keine so schwarze That, als die Verführung eines unschuldigen Mädchens ist, beflekken wollte. Und du, gutes Mädchen, die du eine Träne weintest, da dich dein Retter verließ, du weintest eine Träne, — weil er deine Tugend zum zweitenmale rettete, ohne es selbst zu wissen. Du sahst nicht ein die Gefahr, die ihr drohte. Hieltst dich für stark genug, um die Verführung, und dem Laster zu widerstehen, weil du dem Gelehrten widerstanden hast. Gutes Mädchen! Wär' dieser Fall auch der nemliche bei deinem grosmüthigen Erretter geblieben? Du hast das Laster verabscheut in der Gestalt des Gelehrten:

Hät-

Hättest du es auch in der Gestalt des Engländers? Gewis nicht! Bei jenem sahst du das Laster in seiner natürlichen häslichen Larve; bei diesem hätt' es sich in die freundliche Maske der Tugend verhüllet, und sich unter dieser Maske in dein sorgloses Herz eingeschlichen. Du hielst den Gelehrten für lasterhaft und verabscheutest ihn. Der Engländer war ein grosmüthiger, tugendhafter Mann. Du schankst ihm deine Hochachtung, deine Liebe. Alles was jener that, trug den Stempel des Lasters und du nahmst dich dafür sorgfältig in Acht. Alles, was dieser unternommen hätte, würde in deinen Augen das Gepräge der Tugend gehabt haben; und sorglos hättest du keine Gefahr vermuthet. Die Dankbarkeit hätte dich angespornt, ihm gefällig zu sein. Er hätte dich geküst; konntest du dem Mann einen Kuß versagen, der deine Tugend rettete? Er hätte dich zärtlich an seinen Busen gedrükt: solltest du ihm diese Zärtlichkeit verwehren? Wär' es nicht Undank? Und so hätte dich dein Herz unter der Gestalt der Tugend immer getäuschet, bis einmal deine Sinne

den Verstand im Taumel übertäubt hätten — wie leicht können sie das! — und du in den Armen der Tugend ein Laster begangen hättest; denn wahrlich die Tugend selbst ist oft der Tugend gefährlicher als das Laster. — O dank es ihm, dem grosmüthigen Engländer, daß er den Sieg über sein Herz erhielt, dich nie wieder zu sehen! daß er dich zum zweiten Male von dem Abgrund rettete, in welchen du selbst deine Tugend gestürzet hättest! Und ihr, junge schöne Leserinnen! wenn ihr tugenhaft seid, so fürchtet euch nie, bei einem Lasterhaften allein zu sein! Eurer Tugend droht in dessen Gesellschaft keine Gefahr; aber hütet euch den Tugendhaften nur unter vier Augen zu sprechen, wenn ihr eure Tugend erhalten wollt. Dieses Tete-a-tete ist euch gefährlich, weil der Tugendhafteste immer noch — ein Mensch ist.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Die Postpferde vor der Thür. — Fahr zu Schwager.

Mein Onkel war kaum eingeschlaffen, als an seiner Thüre stark gepocht ward. Er fuhr erschrokken in die Höhe, und fragte: wer da? — „Machen Sie auf! geschwind, die Zeit ist kostbar! „Izt erkannte er die Stimme des Engländers. Er öfnete die Thüre, und Mylord trat ein.

„Wollen Sie mit reisen, so machen sie hurtig. Ich kann keine Stunde länger in der Stadt bleiben! Fort, zusammen genommen Ihre Sachen und aufgesessen.“

Mein Onkel bedachte sich nicht lange. Er lies seine wenige Sachen aufpakken, und stieg mit dem Engländer im Wagen, und Milod rief: „Gott verdamm mich

Schwa-

Schwager! Fahr zu! Eine Louisd'or Trankgeld, wenn ich in drei Stunden zu H*** bin! „Der Postillon stieß ins Horn und Heister de Peister ging's izt über Stok und Stein, daß Mylord noch eine halbe Stunde früher ankam. Schwager bekam seine Louisd'or, bedankte sich, und trank ein Glat Bayer auf die Gesundheit seines Passagiers.

Aber sagen Sie mir, fragte mein Onkel, da sie abgestiegen waren, und der Engländer indessen ein Frühstük bestellt hatte, sagen Sie mir, warum wir so schnell *** verlassen haben.

„Ich hab einen Grafen erstochen, der nachtheilig von mir und dem Mädchen sprach, die ich heute den Klauen des Gelehrten entrieß. Ich war deswegen in *** nicht mehr sicher, und muste eilen eher über die Grenze zu kommen, als der Tod des Grafen kund wird.“

Ist es bei den Menschen erlaubt, daß einer den andern tod stechen kann?

„Nein,

„Nein, es ist auf das schärfeste verboten, und eben deswegen muste ich mich flüchten.“

So werden Sie auch hier nicht sicher sein. H * * * ist kaum drei Meilen von * * * entfernt. Wie leicht kann man hier erfahren, daß Sie der Mörder des Grafen sind.

„Hier kann man es schon wissen. H * * * liegt in dem Gebiete eines andern Fürsten, und da hab ich nichts zu fürchten. Das Verbrechen wird nur in dem Lande gestraft, wo es begangen wird.“

Wie, was sagen Sie! Nur in dem Lande, wo es begangen wird? Das ist mir ganz was neues. Bei uns Eseln ist der Schurke — verzeichen Sie Mylord ich meine nicht Sie. — in jedem Lande ein Schurke, und für ihn ist nirgends Sicherheit. Wir glauben, daß kein Ort, kein Land, kein Fürst dem Laster eine Freistätte geben könne. Daß man den Bösewicht überall ergreiffen und bestrafen müsse, weil Laster überall Laster sein muß, es mag zu Kamtschatka oder auf

Otaheite begangen worden sein. Wenn bei den Menschen derjenigen, welcher zu H*** stihlt, oder mordet, in B*** für einen ehrlichen Kerl passiret, wenn er überall Schuz und Sicherheit findet, so wundert's mich freilich nicht, warum die Menschen so viele Verbrechen begehen. Wie leicht können Sie der blinden und oft bei ihrer Blindheit auch noch schlafenden Gerechtigkeit entwischen, die sie nur bis an die Grenze verfolgen darf!

„Gott verdamm mich, Sie haben recht. Aber es ist doch gut, wenn man eine Freistätte findet. Wäre das nicht, — ich würde izt übel daran sein.“

„Wer weis, ob Sie sich sobald entschlossen hätten, einen Menschen zu ermorden, wenn Sie gewust hätten, daß Sie in keinem Lande sicher sind?

„Auch wahr. Aber oft läßt es sich nicht vermeiden. Oft wird man dazu gezwungen.“

Gezwungen! auf welche Art? Welche Ursache kann hinlänglich sein, meinen Nebengeschöpfen das Leben zu rauben?

„Be-

„Beleidigungen — Vorurtheile.“

Beleidigungen, für welche uns die Gesezze Genugthuung verschaffen können.

Nicht für alle; wenigstens nicht hinlängliche. Es giebt Beleidigungen, die es nicht aufhören zu sein, wenn auch die Gesezze befehlen, daß sie es zu sein aufhören sollen. Verleumdung unserer Ehre ist oft von solcher Art, daß sie uns zum Duelle zwingt. Ich werde an meiner Ehre angegriffen, oder höre, daß die Ehre eines andern, der nicht gegenwärtig ist, und was ich noch weniger vertragen kann, als wenn man die meinige antastet verleumdet wird. Was bleibt da anders zu thun, als den Verleumder zu strafen?“

Können Sie diese Strafe nicht von dem Gerichte erwarten?

„Könnte freilich. Aber sie ist nicht hinlänglich. Der Verleumder, der Ehrenantaster, wird höchstens zur Abbitte und Widerrufung gezwungen. Was nuzt

diese? Er mag zehnmal widerrufen, die Menschen glauben doch das Gegentheil; weil sie immer das Schlimme am liebsten glauben. Ist also meine, oder die Ehre eines andern dadurch hergestellt?"

Aber ist sie es, wenn Sie ihn erstechen; oder, was eben so leicht sein kann, von ihm erstochen werden? Können Sie mit dem Degen oder dem Pistole in der Hand alle Leute zwingen, anders zu denken? Eben so wenig, als der Ehrenräuber mit seiner Widerrufung. Sie berauben sich also selbst des einzigen Mittels, das allein fähig ist, Ihre Ehre in den Augen der Vernünftigen zu retten: durch Ihre Handlungen den Verleumder Lügen zu strafen, ihn durch Ihre Aufführung zu widerlegen; denn nur dies ist das sicherste Mittel, den Verleumdern und Ehrabschneidern den Rachen zu stopfen.

„Nicht immer. Diese Teufel von Menschen wissen den besten Handlungen die schlimste Absichten anzulügen, oder sie in einer solchen Gestalt zu zeigen, daß

sie immer von der schlimsten Seite den Menschen in die Augen fallen müssen. „

Freilich, freilich können das die Menschen meisterhaft, und ich muß Ihnen gestehn, daß ich bei den Eseln nie diese Art von Unterhaltung, wo man sich auf Kosten der Ehre unsrer Nebengeschöpfe lustig macht, angetroffen habe. Wenn ich es aufrichtig sagen soll, so sind die Menschen sehr närrische Narren. Von einer Seite wollen Sie es nicht leiden, daß man dem Schurken sage, er ist ein Schurke; welches doch billig und recht ist. Da kommen sie mit einem Sittensprüchelchen angezogen, man müsse über die Fehler des Nächsten einen Mantel dekken; was doch ganz unrecht ist. Warum soll der, der wirklich Bösewicht ist, nicht der ganzen Welt als ein Bösewicht bekannt gemacht werden, damit sich jederman vor ihm hüten könne? Von einer andern Seite aber machen sich die Menschen ein Vergnügen daraus, den ehrlichen Mann durch die Zunge eines schelmischen Verleumders zum Schurken herablästern zu hören. Mich dünkt, darauf solten die Geseze se-

hen, und auf jede Verleumdung oder Ehrabschneidung von gefährlichen Folgen die schärfeste Züchtigung sezzen. Diese müste nicht im Abbitten, oder Widerrufen bestehen; denn was macht sich der Schurke daraus, der ganzen Welt, von der er ohnehin weis, daß sie doch nur das Gegentheil glaubt, zu sagen: er habe gelogen! da er sich nicht schämte der ganzen Welt auf eine so schändliche Art vorzulügen.

„Gott verdamm mich, wahr!„

So ein Auswürfling der Menschen sollte auf öffentliche Bühne, sobald er dieses Lasters überwiesen ist, mit einer Tafel, worauf sein Karakter sehr deutlich müste geschildert sein, zur Schau aller Menschen aufgestellet, und mit einem Schandzeichen auf das Gesicht gebrandmarket werden, damit für ihn künftig der Eingang in alle Gesellschaften verschlossen würde. Dadurch würden diese menschlichen Teufel abgeschrekt werden, der Ehre ihrer Nebengeschöpfe nahe zu treten. Freilich hätten dann die Damen

und weibisirten Männer mit leerem Gehirne nicht mehr so viel Stof zu Unterredungen. Aber es wäre besser, dieser elende Mükkenschwarn schwieg, als daß er durch sein giftiges Gesumse die Ehre und die Ohren der Rechtschaffenen beleidige; denn dem Rechtschaffenen ist es eben so schmerzlich, Ehrabschneidungen zu hören, als sie dem schädlich sind, den sie treffen. Diese Einrichtung ist im Lande der Esel; und ich versichere Sie, seit diesem Gesezze hat sich dir Zahl der Ehrabschneider recht sehr vermindert.

„Gott verdamm mich, daß die Esel klüger sein müssen, als die Menschen!“

Während diesem Gespräche brachte der Wirth das Frühstük, und meldete zugleich, daß der Postillon unten warte.

Soll es den wieder fort? fragte mein Onkel.

„Ja. Denn ob ich hier gleich vor der Gerechtigkeit sicher bin, so bin ich es doch nicht vor den heimlichen Nachstellungen

der Familie des Grafen, welcher es sehr leicht sein würde, einen Meuchelmörder zu erkaufen, der den entleibten Grafen an mir rächen könnte."

Wieder ein neuer Vorzug, den die Menschen vor uns Eseln haben! Das ist in meinem Lande auch nicht, daß sich ein Esel durch Geld erkaufen ließ, seinen Nebenesel, der ihn nicht beleidiget hat, heimlicher Weise zu ermorden. — Welche niederträchtige Geschöpfe sind die Menschen, die sich zu einem Handwerke brauchen lassen, das sogar ein Esel verabscheuet!

„Dies ist nur bei den gesittete Menschen Mode. Die von uns so genannten Wilden wissen davon nichts, und haben überhaupt alle unsere Laster nicht, die wir für Verfeinerung der Sitten ausgeben."

Wie glüklich sind sie also, und wie wenig verdienen sie den Namen, den man ihnen giebt. Wenn die Laster unter die Verfeinerung der Sitten gerechnet werden, so wollte ich dem Lande, das ich glük-

glüklich haben möchte, wünschen, sich nie aus der Barbarei zu reissen.

„Gott verdamm mich, wahr! Der Schritt zur Verfeinerung der Sitten ist der Schritt zum Laster. Verfeinerung der Sitten gründet sich auf Künste und Wissenschaften, diese vermehren die Bedürfnisse, und die Befriedigung derselben führt uns zum Laster. Je rauher ein Volk gewesen ist, desto tugendhafter war es, denn es brauchte nicht auf allerlei Ränke zu sinnen, seine Bedürfnisse befriedigen zu können, weil es deren wenig hatte, zu deren Befriedigung ihm die Natur alles gab. *)"

Aber Ihre Gelehrte behaupten doch, daß Künste und Wissenschaften das Land glüklich machen, worin sie blühen.

*) Ich weis zwar, daß viele über das Glaubenbenbekenntnis des Engländers die Nase spöttisch rümpfen werden, weil es so ziemlich Rousseauisch ist. Dem ohngeachtet kann ich mich nicht enthalten, zu gestehen, daß ich des nemlichen Glaubens

„Weil sie Naren sind, und nicht wissen, was sie reden. Die wenigsten kennen denn Ursprung der Künste, die wenig=

bens sei. Die Eiferer für Künste und Wissenschaften mögen, so sehr sie immer wollen, die Vortheile herausstreichen, welches uns durch Künste und Wissenschaften zu gewachsen sind, sie werden damit in der Wagschale immer auf steigen, wenn man all' das Uibel, das aus ihnen entsprossen ist, gegenseitig einlegen wollte. Es ist wahr, daß wir durch sie gelehrt werden, unsre Bedürfnisse auf mancherley Art beqnem zu befriedigen; aber selbst diese angenehme Befriedigung ist ein neues Bedürfnis das wir durch sie erhielten, das wir vorhin nicht kannten, und darum auch nicht zu befridigen brauchten. Wir schlafen izt auf weichen Pflaumbeten sehr bequem. — Wahr! Aber eh wir Pflaumbette kannten, schliefen wir auf der Erde eben so gut, und darum waren Bette kein Bedürfnis für uns; aber izt sind sie es; und dessen Armuth keine weiche Bette haben kann, der ist unglüklich, weil ihm ein Bedürfnis gelehret wurde, das er nicht befriedigen kann. So mit allen andern Be=

wenigsten wissen, was uns aus selben zugeflossen ist, und was die Menschen vor

sel-

Bedürfnissen. Hätten wir keine Bedürfnisse zu Befriedigen, so wäre kein Meusch unglüklich. Der ist also immer der glüklichste, der die wenigsten Bedürfnisse hat; so wie der der unglüklichste ist, der die meisten hat. Was also unsre Bedürfnisse vermehret, vermehret auch unser Unglük. Sind uns durch Künste und Wissenschaften die Bedürfnisse vermehrt worden, so haben uns Künste und Wissenschaften unglüklich gemacht, und selig ist das Volk zu preisen, dessen Land diese pestilenzische Seuche noch nicht angestekt hat.

Die Gelehrte haben so lange über den Ursprung des Uibels gezankt. Die Thoren! Er lag ihnen vor der Nase, und sie fanden ihn nicht. Das Uibel hat seine Quelle in Künsten und Wissenschaften. Wären uns durch selbe nicht so viele unnöthige Bedürfnisse zugekommen, wir hätten kein moralisches, und vielleicht auch weniger phisisches Uibel in der Welt. Jeder befriediget gerne die Bedürfnisse, die er hat. Es liegt in seiner Natur. Es nagt an seinem Eingeweide, wenn er deren einige unbefriediget lassen muß; besonders

ders

selben waren? Gott verdamm mich, all die Herrn die immer das nachbeten,

was

ders wenn er sieht, daß andere ihre Bedürfnisse befriedigen können. Er kann sich unmöglich des Gedankens erwehren: Bist du nicht auch Mensch, so gut wie dieser! Mit gleichen Rechten, wie dieses, von der Natur begabt! Denn keiner ist dem Menschen natürlicher. Dieser Gedanke vergrößsert seinen Inngrim. Was ist natürlicher, als daß er mit neidischen Augen seinen Bruder betrachtet, und auf alle mögliche Mittel — erlaubte, oder nicht — sinnet mit demjenigen, mit dem er gleiche Rech- zu haben weis, auch gleiche Vortheile zu genissen. Nun muß alles der Befriedigung seiner Bedürfnisse weichen. Er verräth Freunde, verkauft das Vaterland, stehlet, mordet, brennet, um sich die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu verschaffen. Alles dieses war unter den Menschen nicht, so lange sie keine andere Bedürfnisse kannten, als die sie die Natur lehrte; denn die Natur, und wenn die Welt mit noch zweimal so viel Menschen bevölkert wäre, als sie izt ist, giebt alles hinlänglich, zur Befriedigung derjenigen Bedürfnisse, die uns aus ihrem Schooße kommen: die-

jeni-

was andere vor ihnen gesagt haben, wissen selbst nicht recht, warum sie Künste

und

jenigen aber, die uns durch Künste und Wissenschaften gelehret worden sind, kann sie freilich nicht alle befriedigen; und darum liegt auch der Ursprung alles Uibels in Künsten und Wissenschaften. So lange also die Menschen unbefriedigte Bedürfnisse haben werden, so lange können die weisesten Geseze, ja — gewis kein zu kühner Gedanke — selbst Gott nicht das Uibel völlig von der Erde verbannen; und so lange Künste und Wissenschaften blühen, so lange werden wir unbefriedigte Bedürfnisse und mit diesen alle Arten Bösewichter haben. Man errichte statt aller Nonnenklöster, Zuchthäuser, es werden doch Huren sein; denn wie kann das Mädchen sehen, daß ihre Nachbarin prächtiger, als sie, gepuzt ist? Man errichte in allen Strassen Galgen, Schaffote und Räder, wir werden doch Diebe, Mörder und Strassenräuber haben; denn die unbefriedigten Bedürfnisse lassen nichts, als die Begierde, sie zu befriedigen, sehen. Gebt dem Wolf Fleisch zur Gnüge seinen Magen zu füllen, er wird mit dem Lamme spielen und dessen Freund sein; aber last das Be-

dürf-

und Wissenschaften loben. Wüsten sie es, so würden sie vernünftige, überzeugende Grün-

dürfnis des Hungers bei ihm erwachen, sezt das Lamm ins Fangeisen, er wird es herausholen, und solt er sich auch seine Beine entzweischmettern. Wollt ihr das Uibel tilgen, so tilgt die Bedürfnisse! Wollt ihr das: verbannet Künste und Wissenschaften! Könnt ihr das nicht, so denkt uicht darauf, wie ihr das Uibel abschaffen wollt! All euer Denken ist verlorene Arbeit. Die tägliche Erfahrung wird euch dieses lehren.

Alles dieses zusammen genommen läst es sich nun ganz leicht bestimmen: ob es für das Menschengeschlecht gut ist, Künste und Wissenschaften zu kennen; oder ob es für selbes nicht besser wäre, wenn dieser Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen nie in dem menschlichen Paradiese gepflanzet worden wäre? Ich glaube, daß sich dadurch der verbotene Baum des Moses sehr natürlich erklären ließ ohne zu einem Apfel die Zuflucht zu nehmen; und daß wir so das adamische Paradies, welches bis izt noch immer eine Terra incognita ist, sehr leicht entdekken könnten. So lange die Men-

Gründe anführen, aber so hört man von ihnen nichts, als Exklamazionen für die

Kün-

Menschen in einer ganz vollkommenen Unwissenheit lebten, Künste und Wissenschaften ihr Haupt noch nicht emporgehoben hatten, waren die Menschen alle glüklich; denn sie hatten keine andere Bedürfnisse, als die sie die Natur lehrte, und die auch die Natur alle befriedigen konte, alle auch wirklich befriedigte. Da war kein Unterschied zwischen ihnen. Keiner hatte mehr, keiner weniger. Alle waren gleich vornehm; alle gleich begütert: Keiner hatte also Ursache, den andern zu beneiden, und darum kam auch keinem der Gedanke zum Uibel ein; denn der Neid ist der Vater alles Uibels, so wie er das Kind der Künste und Wissenschaften ist. Ihr Zustand war also vollkommen glüklich. Ihr Leben ganz Unschuld, ganz paradiesisch. Sobald sie aber anfingen, mit der Natur unzufrieden zu sein; zu Künsten und Wissenschaften ihre Zuflucht nahmen; durch diese verbessern wollten, was die Natur gab, da entstand der Neid, und durch den Neid das Uibel. Da assen sie von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen, machten sich unglüklich, und veriagten sich

selbst

Künste, ohne daß sie beweisen, warum die Künste das Lob verdienen? — Doch, Gott verdam mich! das Frühstük ist da und der Postillon wartet. Machen Sie!"

Tra ti ti te ra ta ta!

„Ha, ha, der Schwager ruft! Lassen Sie uns gehen!„

Wohin?

„Nach dem Hofe von **** Wohin sie ja auch wollen."

Ende des ersten Theils.

selbst aus dem Paradiese; ~~das h.~~ sie verscheuchten ihren natürlichen, glüklichen Zustand, und versezten sich in den unseligen, wo sie mit Mühe mehrere Bedürfnisse zu befriedigen haben, nie alle befriedigen können, und deswegen auch immer unglüklich sein werden. — Was haben wir nicht alles Künsten und Wissenschaften zu danken! A. d. H.

Register.

Erstes Kapitel.

Beweggründe des Maulthiers die Geschichte des blauen Esels zu schreiben. Kan gar füglich für eine Einleitung zu diesem Buche gelten.

Zweites Kapitel.

Stammstaum tes blauen Esels meines Onkels.

Drittes Kapitel.

Seine Empfängnis.

Viertes Kapitel.

Fata, die sich ihm schon in Mutterleibe zu getragen haben.

Fünftes Kapitel.

Der blaue Esel wird aus dem Leibe seiner Mutter geschnitten. Noch etwas geht vorher.

Sechtes Kapitel.

Wird in der Geschichte des blauen Esels fortgefahren.

Siebentes Kapitel.

Erziehung des blauen Esels. Etwas weitläuftig, und doch kurz.

Achtes Kapitel.

Die Geschichte wird verfolgt:

Neun-

Neuntes Kapitel.

Wie man sich so leicht betrügen kann, wenn man andere betrügen will.

Zehntes Kapitel.

Greul der Verwüstung. — O Jemine! da ist bald der lezte Tag im Anzuge.

Eilftes Kapitel.

Der blaue Esel verläßt sein Vaterland, überdenkt wohin er traben soll.

Zwölftes Kapitel.

Ein Diskurs zwischen mir und meinem Wärter.

Dreizehntes Kapitel.

Der blaue Esel ist im Lande der Menschen angekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Wunderlicher Mann, den der blaue Esel antrift. Die Tarespipri segnen sich vor ihm, aber meinem Onkel gefällt er. — Möchten ihn gerne kennen, — sollen das auch.

Fünfzehntes Kapitel.

Muß eine Fortsezzung des vorhergehenden sein! den meine respektive mit Gunst Herrn Leser und Damen Leserinnen kennen den wunderlichen Mann noch nicht ganz, und ich versprach es ihnen doch, ihn aufzuführen,

Sechzehntes Kapitel.

Etwas, das die Leser schon wissen, und etwas, das sie leider noch nicht wissen, und doch alle wissen sollten.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine kleine Erholung bei der Mahlzeit.

Eine

Eine Note.

Die zum Ende des siebenzehnten Kapitels gehört, vom Herausgeber dieser Geschichte für alle, die noch keine Lust zum Essen haben.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Spaziergang nach dem Tische kann nicht schaden.

Neunzehntes Kapitel.

Etwas, das man von keinem Esel vermuthet hätte.

Zwanzigstes Kapitel.

Guter Morgen, nebst einer Unterhaltung beim Frühstükke.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Eine Wallfahrt ohne wächserne und silberne Opfer.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Ein Spiegel. Er zeigt richtig. Der nicht hineinsehen will, laß es bleiben; der sich aber darin erblikt, und sieht, wie häslich er sei, gehe hin und wasche sich von seinen Flekken, damit er rein werde.

Drei und zwanzigstes Kapitel

Guter Rath sein Glük zu machen. Er steht jedem zu Diensten, der ihn brauchen will.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ein Besuch zum Unglük des blauen Esels, denn er stolpert, und fällt sich die Nase blutig.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Etwas, was man vorher sehen könnte; aber wenige vielleicht vorher sehen. Vermuthlich was Neues.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Etwas über das vorige Kapitel.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wir treffen den blauen Esel in einer schönen Stadt an. Wollen doch sehen, was er da macht.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Ein Gasthof. Wir können auch darin ohne Geld einkehren.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bekanntschaften. Die Szene verändert sich aus der Gaststube in einen Saal. Neue Personnen treten auf.

Ein

E'n Soldat. Ein Gelehrter, und — Gott verdamm mich! Ein Engländer.

Dreissigstes Kapitel.

Dem Wolf wird die Schaafshaut abgezogen.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Die Postpferde vor der Thür. — Fahr zu Schwager.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1+2 = 500.-
Juli 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Franz Xaver, 1755-1814

Der blaue Esel Eine Geschichte

Bd.: Erster Theil

Wien und Leipzig 1789

P.o.germ. 2061 p-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129610-2
VD18 90494202